

Wir aus Jedwabne

Anna Bikont spricht mit Zeugen des Verbrechens. *Gazeta Wyborcza*, 10./11. März 2001

Dieser entsetzliche Schrei, der wohl nicht länger als zwei Minuten dauerte, ist immer noch in mir. Heute bin ich wieder um vier Uhr früh aufgewacht, weil ich mich daran erinnerte. Warum ich als kleines Mädchen dahin lief, weiß ich selbst nicht. Vielleicht nur deswegen, um heute die Wahrheit zu bezeugen.

Ein vergilbtes Formular, fünfzig Jahre alt, die Rubriken in einer ungelenkten Handschrift ausgefüllt, oben die Überschrift: „Dossier über verdächtige Personen wegen Verbrechens gegen den Staat“. Erstellt vom Sicherheitsamt des Kreises Łomża.

Name und Vorname: *Laudański Zygmunt*. Geburtsdatum: *12. Januar 1919*; Deklarierte Nationalität: --; Tatsächliche Nationalität: *polnisch*; Bekenntnis entsprechend der Geburtsurkunde: --; Tatsächliches Bekenntnis: *römisch-katholisch*; Arbeiten Verwandte in staatlichen Institutionen: *der Bruder Kazimierz Laudański im Kreisamt von Pisz in der Funktion eines Sekretärs des Kreissrats*; Gelernter Beruf: *Maurer*; Ausbildung und Sprachenkenntnisse: *fünf Klassen Grundschule*; Besitz: *keinen*; Gewohnheiten und Laster: *raucht nicht*; Wem bekannt: *der ganzen Stadt Biała, Kreis Pisz*; Wessen verdächtig: *der Ermordung von Juden im Ort Jedwabne, Kreis Łomża*; Zugehörigkeit: *Polnische Vereinigte Arbeiterpartei in Pisz*; Verhaftet: *15. Januar 1949*; Haltung: *aufrecht*; Augen: *blau*; Zähne: *alle gesund*; Aussprache: *reines Polnisch*.

In den Akten des Verfahrens aus dem Jahre 1949, in dem zwölf Personen wegen Beteiligung an der Ermordung von Juden am 10.7.1941 in Jedwabne verurteilt wurden, befindet sich auch das Dossier des Bruders Jerzy. Jerzy wurde drei Jahre später geboren, war damals also gerade 19 Jahre alt. Er ging sieben Jahre zur Schule. Unter der Rubrik 'Beruf' steht: *Schuster*; unter der Rubrik, besonders wichtige Kontakte': *mit der deutschen Gendarmerie im Ort Jedwabne*, unter der Rubrik ‚Aussprache‘: *lautes, reines Polnisch*.

Zygmunt Laudański wurde zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt, davon saß er sechs ab; Jerzy – zu 15 Jahren, davon saß er acht ab. Trotz des fortgeschrittenen Alters zeichnet die Brüder weiter eine aufrechte Haltung und eine laute Aussprache aus.

So sah das Schicksal eines Polen aus

Der in Pisz lebende 82-jährige Zygmunt und der 79-jährige Jerzy sind die einzigen, die von den Verurteilten heute noch leben. Als der Name Laudański im Zusammenhang mit Jedwabne in den Medien auftauchte, schrieb der älteste Bruder Kazimierz, ebenfalls aus Pisz, einen Brief an Adam Michnik, in dem er gegen die Diffamierung ihres guten Namens protestierte: „Marschall Piłsudski hat sich mit Offizieren dieses Namens umgeben. Präsident Mościcki hat persönlich dem Landrat von Łomża empfohlen, mich in der kommunalen Verwaltung zu beschäftigen.“ Über sich und die Brüder: „Wie das ganze Volk haben wir unter den Deutschen, den Sowjets und der Volksrepublik gelitten.“

„Wir stammen aus einer wahrhaft polnisch-patriotischen Familie. In unserer Familie sind viele umgekommen und gemartert worden“, sagt Kazimierz Laudański. „Schade, daß Sie meinen Urgroßvater nicht kennengelernt haben. Das ist kein Zufall, daß wir drei Brüder alle noch leben. Wir rauchen keine Zigaretten, wir trinken keinen Wodka. Wie kann man da sagen, meine Brüder seien Rowdys. Was wir taten, taten wir aus Patriotismus, seit Urzeiten hat sich niemand von uns mit dem Feind der Nation verbündet.“

Er verheimlicht nicht, daß es im harten Existenzkampf auch vorkam, daß die Familie Briefe schrieb: während der sowjetischen Besatzung an Stalin und den sowjetischen Geheimdienst NKWD, nach dem Krieg an den Sicherheitsminister und das Zentralkomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei.

„Wäre die Situation umgekehrt gewesen“, kommentiert Zygmunt Laudański seinen Brief aus den Zeiten der sowjetischen Besatzung, in dem er Stalin anhimmelt, „dann hätte ich an Hitler geschrieben und Hitler gelobt. Das ist doch klar.“

„Mir geht es nicht um die Verteidigung der Brüder“, fährt Kazimierz fort. „Sie wurden bestraft, – egal, ob zu Recht oder zu Unrecht – und ein zweites Mal kann man sie für das Gleiche nicht verurteilen. Ich treffe mich mit Ihnen pro publico bono, damit Sie Herrn Michnik bestellen können, daß man Wunden nicht unnötig aufreißen soll. Aus unserem Volk Verbrecher zu machen, ist nicht zweckdienlich. Außerdem ist es nicht der richtige Zeitpunkt, eine Kampagne zur Belehrung der Polen zu betreiben, wenn die jüdische Finanzwelt einen solchen Angriff auf Polen führt. Es ist gemein, Polen solche Dinge vorzuwerfen. Was haben denn die Juden nach dem Krieg im Sicherheitsdienst angestellt? Schade um die Worte, und wozu Vorhaltungen machen. Wir haben nichts gegen die Juden. Wir haben der Gestapo verziehen, wir haben dem NKWD verziehen, und jetzt der kleine Streit zwischen Juden und Polen – da verzeiht niemand?“

Es war Kazimierz, der für mich, als ich das nächste Mal nach Pisz fuhr, ein Treffen mit den beiden Brüdern in seiner gepflegten Villa im Stadtzentrum organisierte. Er eröffnete es so: „Die Juden in Jedwabne, egal, ob sie damals verbrannt wurden oder nicht, ihr Schicksal war sowieso entschieden. Die Deutschen hätten sie über kurz oder lang ausgerottet. So eine kleine Sache, aber die hängt man den Polen an und ausgerechnet meinen Brüdern. Das tut uns leid.“ Auf dem Tisch feines Geschirr und ein hervorragender, hausgemachter Pfefferkuchen. Kazimierz Laudariski ist ein in der Gegend bekannter Bienenzüchter, zusammen mit den Brüdern hat er drei Bienenstöcke, sogar aus Deutschland kommen Kunden, um seinen Honig zu kaufen.

„Das ist Unsinn“, fügt Zygmunt Laudariski hinzu, „daß ich und mein Bruder über tausend Juden getötet haben sollen. Unsere Familie war und ist auch jetzt eine redliche Familie. Diese Tragödie kann unsere Redlichkeit nicht ersäufen.“ Hier unterbricht ihn der Hausherr: „Jetzt rede ich, und du, Zygmunt, bleibst still. Du kannst reden, wenn ich dir das Wort erteile.“ Kazimierz ist das nicht hinterfragte Oberhaupt der Familie. Damals war er gerade nicht in Jedwabne, drei Tage später kam er, um zu prüfen, was mit den Brüdern los ist. Er war es, der sie dort weggeschafft und ihnen später Stellen und Wohnorte beschafft hat. „Sie sind immer bei mir“, sagt er. „Ich berate sie und sie hören auf mich.“ Ihn selbst hat der deutsch-sowjetische Krieg in Ostrów Mazowiecki erreicht. „Als die Deutschen einmarschierten“, sagt er, „haben sie das jüdische Viertel angezündet, die Juden gefangen, die Chaussee entlang getrieben, ihnen befohlen, einen Graben auszuheben und sie dort umgebracht. Mein Freund war dabei, er mußte zusehen, wie sie geschossen haben. Er kehrte ganz blaß zurück und zitterte. So sah das Schicksal eines Polen aus.“

Es sah spontan aus

Szmul Wasersztajn, der vor dem Pogrom in Jedwabne gerettet wurde, sagte am 5. April 1945 in Bialystok vor der Jüdischen Historischen Kommission aus (fünf Jahre später wurde seine Aussage zur Grundlage des Untersuchungsverfahrens): „Den Befehl (alle Juden zu vernichten) erteilten die Deutschen, aber polnische Rowdys griffen ihn auf und führten ihn auf grausamste Art und Weise aus – nach verschiedenen Mißhandlungen und Torturen verbrannten sie alle Juden in einer Scheune. In der Zeit der ersten Pogrome und während des Gemetzels taten sich folgende Lumpen hervor: (...)“ Unter den 14 erwähnten Namen befindet sich Jerzy Laudariski.

Kazimierz Laudariski: „Als ich nach Jedwabne kam, lag der üble, ekelhafte Geruch verbrannter Körper noch in der Luft. Sofort habe ich in Gesprächen ermittelt, was passiert war. Die Deutschen fanden die, von Łomża aus gesehen, hinter der Brücke liegende Scheune. Sie wollten sie von Józef Chrzanowski requirieren, der in der Wehrmacht diente und sie auf deutsch bat, es nicht zu tun. Beim Kirkut, dem jüdischen Friedhof fanden sie die nächste. ‘Wir zünden die Scheune an, sagten die Deutschen, und hinterher bauen wir eine neue’.“

Einen Augenblick später sagen mir die Brüder Laudariski, daß, als die Juden zur Scheune gingen, niemand im Ort annahm, daß sie dort verbrannt würden. „Und wußten Sie nicht, daß drei Tage vorher die Juden in einer Scheune in Radziłów verbrannt worden waren?“, frage ich Jerzy Laudariski. „Davon hatte ich nichts gehört.“

Kazimierz Mocarski, der diese Gegend gleich nach dem Krieg verließ, lebt heute als pensionierter Schuldirektor im pommerschen Stegny: „Wir wohnten im Dorf Niedbory in der Gemeinde Jedwabne. Ein oder zwei Tage vor dem Mord erschienen bei uns über ein Dutzend Juden. Mutter hatte Roggenbrot gebacken, sie gab ihnen zwei Laiber und sagte: ‘Fliehet so schnell wie möglich von hier.’ Denn es war schon bekannt, was sich in Radziłów ereignet

hatte.“ Auch einige andere Gesprächspartner bestätigten, daß sich das, was in der gerade 18 Kilometer von Jedwabne entfernt liegenden Kleinstadt passiert war, sofort in der ganzen Umgebung verbreitete.

Kazimierz Ludański: „Das Gerichtsverfahren fand siebeneinhalb Jahre nach dem Verbrechen statt. Beim Sicherheitsdienst wurde geschlagen, und davon, daß Juden, kleine Kinder in die Scheune geworfen worden waren, war damals keine Rede. Erst jetzt nach sechzig Jahren wird das behauptet. Wenn von uns niemand mehr leben wird, wird man schreiben, daß ihnen die Augen ausgestochen wurden.“

Zygmunt Ludański: „Solche schrecklichen Sachen gab es überhaupt nicht. Sie wurden erst jetzt aus Rache ausgedacht.“

Aus den Aussagen von Szmul Wasersztajn vor 56 Jahren: „Die Banditen zogen durch die jüdischen Häuser und suchten nach verbliebenen Kranken und Kindern. Die Kranken trugen sie selbst zur Scheune, bei den Kindern banden sie jeweils einige an den Beinchen zusammen und schleppten sie auf dem Rücken heran, legten sie auf Forken und warfen sie in die glühende Kohle.“

Stawomir S., pensionierter Jurist, der in den 50er Jahren aus Jedwabne weg zog: „Schreiben Sie über mich ohne Namen, die Ludańskis leben noch, ich fahre nach Pisz zum Einkaufen, einen von ihnen habe ich einmal auf der Straße getroffen, ein Schauer überlief mich, wozu brauche ich das. Vielleicht ist das die Angst, die ich von dort mitgenommen habe, aber auch heute wurde ich von Freunden vor dem Gespräch mit Ihnen gewarnt: ‘Misch dich da lieber nicht ein.’ 1941 war ich zehn Jahre alt. Manche Mütter haben ihre Kinder damals nicht auf die Straße gelassen, aber ich mußte meine Nase überall hineinstecken. Und so befand ich mich bei der Scheune. Dort war keine große Menge, nur Männer, vielleicht 50. Ich stand mit den Kameraden etwas abseits. Wir hatten Angst, daß sie uns für jüdische Kinder halten und auch hineinwerfen. Józef Kobrzyniecki, der die Menge anführte, als die Juden das Lenin-Denkmal wegtragen mußten, und der am meisten schlug und noch durch die Häuser lief und diejenigen, die sich auf den Dachböden versteckten, mit dem Bajonett abschlachtete, warf Kinder in die brennende Scheune. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Das grauenhafte Verbrechen wurde von polnischer Hand ausgeführt. Sobald ich erwachsen war, bin ich von dort fortgefahren und seitdem will ich mit dem Ort nichts mehr zu tun haben.“

„Unsere Leute haben die Juden zusammengetrieben, aber am Verbrennen waren sie nicht beteiligt“, sagt Kazimierz Ludański, der nach Jedwabne kam, als schon alles vorbei war. „Sie verhielten sich ganz ruhig. Es gab Angst und Mitgefühl, und schrecklichen Gestank im Umkreis von 300 Metern. Die überraschten Polen wiederholten: ‘Eine Strafe Gottes’. Das war ein von den Deutschen organisiertes Teufelswerk. Deutsche haben Regie geführt und die Polen wie Schauspieler im Theater benutzt. Aber daß die Polen die Juden verbrennen wollten, das gab es nicht.“ Er leugnet jedoch nicht, daß es zwischen dem 22. Juni 1941, als die sowjetische Besatzung endete, und dem 10. Juli zur Ermordung von Juden kam.

„Es gab viel Rache“, sagt er. „Aber wen haben sie erledigt? Lynchjustiz gab es gegenüber Spitzeln und Kommunisten. Die haben was abbekommen. Eine kommunistische Bande ist aber etwas anderes als die jüdische Gemeinschaft. Unsere Leute haben sich selbst verteidigt, wie in allen Aufständen, derer wir uns nicht schämen. Und wo gehobelt wird, da fallen Späne. Besonders weil dort ungebildete Menschen waren, kann es sein, daß viele Unschuldige umgekommen sind. Aber die polnischen und jüdischen Kommunisten hätten nicht mit dem NKWD zusammenarbeiten sollen. Für Verrat bezahlt man mit dem Leben.“

Zygmunt Ludański: „Wir müssen zum kritischen Tag kommen, denn darum dreht sich fast alles. Ich war gerade zu Hause, als ein Mädchen einen Zettel brachte: ‘Ludański sofort zum Bürgermeister.’ Das war damals Karolak. Da nahm ich den Zettel und ging. Auf dem Weg stoße ich auf Karolak und einen Deutschen, wie sie einen Juden hinausbringen – den Schneider mit einer Hose. Das war meine Hose, die mir ein Russe gegeben hatte, doch da mir sie zu weit war, hatte ich sie zum Ändern gegeben. Ich sage: ‘Guten Morgen’ (auf deutsch). Der Deutsche fragt: ‘Jude?’ Karolak sagt: ‘Nein’. Sie nahmen uns mit, mich und den Juden. Wir gehen über den Marktplatz, sehen, wie die Juden ihn mit Löffeln jäten, das Gras wuchs überall durch. Sie arbeiteten so ruhig, als wenn gar nichts wäre. Die Polen standen da und gafften. Karolak, der in der Mitte des Marktplatzes wohnte, ließ mich seine Küche

reparieren. Seine Frau sagt: 'Herr Laudański, entschuldigen Sie, an so einem Tag – denn das war der Tag, an dem sie die Juden zusammentrieben – vielleicht wußte sie, was jene erwartete, und das war eine tüchtige Frau – aber mein Mann, der Bürgermeister, muß die Deutschen empfangen, und hier kann man keinen Tee machen, weil die Herdringe gesprungen sind.' Sie gab mir einen Hammer, ich räumte einen Eimer Müll aus, schmierte (den Herd) mit Lehm. Als ich fertig war, ging ich zur Przytułska-Straße, da stand ein deutscher Wachposten und sagt: 'Zurück.' Ich gehe Richtung Łomża raus, steht da auch ein Deutscher und sagt dasselbe, ich gehe Richtung Wizna – noch ein Deutscher. Durch Gärten bin ich in Richtung der 11.-November-Straße gelaufen. Dort wohnte mein Freund Borawski. Mit dem habe ich geredet. An etwas Grauensvolles hat niemand gedacht. Ich ging weiter, saß ein wenig im Getreide, und als ich auf meinen Hof zurückkehrte, sah ich den Rauch."

Diese Version präsentierte Zygmunt Laudański auch 1949, als er, schon im Gefängnis, Berufung gegen das Urteil einlegte. Damals gab er jedoch ein Detail an, das davon zeugt, daß wohl jemand an etwas Grauensvolles dachte: „Als Bürgermeister und Gestapo-Mann den jüdischen Schneider aus diesem Hof führten, dem ich ein paar Tage zuvor noch unter sowjetischer Herrschaft meine Hosen zum Ändern gegeben hatte, rief er mich, sobald er mich sah, und gab mir die noch nicht geänderten Hosen zurück. Er wisse nicht, erklärte er, ob er zurückkäme.“ [Im polnischen Original mehrere grobe orthographische Fehler]

Jerzy Laudański: „Der Bürgermeister gab die Anordnungen, aber die Initiative kam von den Deutschen. Ich stand neben der Bäckerei und mischte mich unter die Menge.“ „Und wie kamen Sie dahin?“ „ Aus Neugier. Wieviel Leute sammeln sich bereits, wenn ein Auto Sie anfährt. Das war ein Ereignis, die Deutschen verjagen die Juden. Da stand ein riesiges Lenin-Denkmal, vielleicht anderthalb Tonnen schwer, und die Juden trugen es weg. Kein Pole weinte, als sie Lenin wegtrugen, außer vielleicht einem Sympathisanten, denn schließlich haben sie Tausende nach Sibirien gebracht.“ „Wurden die Juden damals geschlagen?“ „Die Polen waren auf dem Marktplatz, aber ich habe nicht gesehen, daß da irgendwas ... Dort, wo ich war, waren vielleicht 500 Juden, da habe ich keinen einzigen gesehen, der geschlagen wurde. Die Juden haben ruhig miteinander geredet und ruhig die Erde zwischen den Steinen herausgekratzt. Die Deutschen mögen Ordnung, also sollte der Marktplatz frei von Unkraut sein. Und später ging alles auf den eigenen Beinen und sah spontan aus.“ „Was heißt spontan?“ „Die Juden gingen spontan gehorsam, die Polen spontan hinter ihnen, denn niemand hätte eine solche Tragödie erwartet. Wenn es heißt, die Polen hätten gemordet, das wäre eine Schande für Polen und es stimmt nicht.“ „Wie reagierten die Polen?“ „Die einen freuten sich, die anderen nicht, aber neugierig waren alle. Man lachte, weil die Juden zu sowjetischer Zeit den Marktplatz nicht gesäubert hätten.“ „Und Sie?“ „Ich war an der Scheune, aber dreißig Meter entfernt, viele Leute standen vor mir.“ „Und was haben Sie dort gemacht?“ „Mit Kameraden geredet.“ „Niemand versuchte den Juden zu helfen?“ „Wer konnte helfen? Es gab einen großen Helden, Pater Kolbe, aber der wußte, daß er Tuberkulose hat und aus dem Lager nicht mehr herauskommt. Aber selbst so ist er ein Held, denn so mancher weiß, daß es mit ihm zu Ende geht, und trotzdem gibt er sein Leben nicht für einen anderen.“ „Und die Deutschen?“ „Die Deutschen standen angeblich im Hintergrund und machten Bilder.“ Im Laufe des mehrstündigen Gesprächs werde ich von demselben Jerzy hören, daß sich alle spontan aufmachten, erst die Juden, dann die Polen und am Schluß die Deutschen. „Was für Uniformen hatten sie?“, fragte ich. „Das kann ich nicht sagen.“

Erst nach vielen Gesprächen in Jedwabne machte ich mir folgenden Zusammenhang bewußt. Diejenigen, die die Juden wegen Zusammenarbeit mit dem NKWD während der sowjetischen Besatzung und mit dem Sicherheitsdienst nach dem Krieg anklagen, haben viele Deutsche gesehen. Diejenigen, die Mitgefühl mit den ermordeten Nachbarn hatten, sahen am 10. Juli 1941 keinen einzigen Deutschen, der sich daran beteiligt hätte, die Juden zur Scheune zu treiben. Sie bestreiten nicht, daß der Mord von den Deutschen zugelassen oder angestiftet wurde. Sie stellen nur fest, daß sie am Verbrechen nicht unmittelbar beteiligt waren, und nur einer oder zwei von ihnen den Marktplatz fotografierten.

„Die Deutschen haben das absichtlich mit polnischen Händen durchgeführt“, sagt Zygmunt Laudański. „Aber was haben die polnischen Hände getan?“ „Viele Polen sind geflohen. Viele Juden auch. Später sind sie ins Ghetto von Łomża gekommen. Ich habe dort eingekauft. Meine Frau stand dort in solchen Ruinen und probierte Schuhe an, bis sie paßten.“

Tatsächlich, ein Teil der Einwohner von Jedwabne ist „geflohen“ – die, die sich nicht beteiligen wollten, blieben an jenem Tag zu Hause oder fuhren weg zu Verwandten oder befreundeten Bauern in der Umgebung. Ich habe nicht gehört, daß jemand deswegen von den Deutschen irgendwie schikaniert wurde. (Außer vielleicht, daß den Polen, die wegen ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu den Juden bekannt waren, wie unter anderem meinem Gesprächspartner Leon Dziedzic, zwei Tage nach dem Pogrom befohlen wurde, die Leichen wegzuräumen. Aber das war sicher eine Initiative des Bürgermeisters Karolak.) Genauso wenig wurde Józef Chrzanowski, einem Verwandten der Laudańskis, auch nur ein Haar gekrümmt, weil er seine Scheune nicht zur Verfügung stellen wollte.

Auch manche Juden sind geflohen, wieviele, ist nicht bekannt, aber am Tag des Mordes durchsuchten Banden junger Männer die Felder in der Umgebung, also war es schwer, sich zu retten. Klar ist, daß sieben überlebten. Bis zum Ende des Krieges hat Antonina Wyrzykowska, eine Einwohnerin des benachbarten Janczewo, sie versteckt.

Kazimierz Mocarski erinnert aus den Erzählungen seiner Mutter, wie einige Einwohner für diese Zeit aus dem Städtchen flohen, weil sie sich nicht beteiligen wollten, und wie umgekehrt andere aus der Umgebung die Pferde anspannten und nach Jedwabne fuhren, weil dort Häuser und Werkstätten und Geschäfte darauf warteten, ausgeraubt zu werden. Ich frage Zygmunt Laudański, was er über die Plünderungen weiß und auf welcher Grundlage jüdische Wohnungen übernommen wurden.

„Die Leute haben die Wohnungen genommen, weil ein Teil im Souterrain wohnte. Sie gingen spontan in die Wohnungen, der Magistrat hat sie nicht hinausgeworfen. Mancher sagt, die Sachen seien bereits gestohlen gewesen, die Gendarmerie hat es nicht geschafft, alles mitzunehmen, vielleicht hat jemand was herausgeschleppt, Bettzeug oder Kleidung. Aber das haben die Deutschen genommen und bei einer Versteigerung verkauft, die Fetzen hochgehalten und so und so viel Rubel. Denn die Mark gab es am Anfang des Krieges noch nicht.“ „Ein Deutscher verkaufte jüdische Kleidung?“ „Er wollte sich ein Bier damit verdienen.“

Schlecht haben sich die Juden benommen, als sie mit Schnee warfen

„Warum“, frage ich die Laudańskis, „hat man die Juden von Jedwabne in der Scheune verbrannt?“ „Das war die Rache der Deutschen“, wiederholt ein Bruder nach dem anderen. Sie erzählen, vor dem Krieg hätten etwa fünfzehn deutsche Familien in Jedwabne gewohnt, von denen die meisten im Rahmen des Ribbentrop-Molotow-Paktes ins Reich ausgewandert seien. 1940, während der sowjetischen Besatzung kam eine Kommission aus Deutschland, um den Wert des hinterlassenen Vermögens wegen Entschädigungszahlungen zu schätzen. „Aus zwei schwarzen Autos stiegen Offiziere in glänzenden Mänteln aus und die Juden umringten die Autos, bewarfen die Deutschen mit nassem Schnee und beschimpften die Deutschen dermaßen, daß diese die sowjetische Miliz zu Hilfe rufen mußten.“ Das hat Laudański während eines Spaziergangs im Gefängnis von Karol Bardoń erfahren. Während der deutschen Besatzung arbeitete Bardoń in der Gendarmerie. Im Prozeß von Jedwabne wurde er zum Tode verurteilt, später wurde das Urteil auf 15 Jahre reduziert. Angeblich hat Bardoń ihm gesagt, einer der Deutschen, die im Juli 1941 nach Jedwabne kamen, hätte auch jener Equipe angehört und gedroht: „Sie haben uns übel mitgespielt, dafür verdienen sie eine Lehre.“ „Wahrscheinlich war das deswegen“, kommentiert Zygmunt Laudański heute. „Die Juden haben sich schlecht aufgeführt, denn warum haben sie [mit Schnee] geworfen.“

Die Brüder empfahlen mir, mich in Jedwabne mit Alina Żukowianka zu treffen, mit der Zygmunt Laudański den Abend des 10. Juli 1941 verbracht haben will. Ich treffe sie, wie sie Holz im Schuppen hackt. Sie lebt allein in einer kommunalen Wohnung, wo sie einen Ofen heizen muß. In den zwei Stunden unseres Gesprächs unterbrach sie nicht für einen Moment ihre Arbeit. „Hat Ihnen Zygmunt damals erzählt, daß er ins Feld geflohen ist, weil er sich nicht daran beteiligen wollte, die Juden zur Scheune zu treiben?“ „Nichts dergleichen hat er mir erzählt. Ich habe nämlich schon beim Staatsanwalt ausgesagt (es handelt sich um den Staatsanwalt Radosław Ignatiew vom Institut zum Nationalen Gedenken, der das Untersuchungsverfahren leitet). Früher hat er keinen Kontakt mit mir aufgenommen, was will er jetzt von mir? Im letzten Jahr war ich in Pisz und traf Jurek (Laudański), schon damals fing man an, über Jedwabne zu schreiben. Ich fragte: ‘Hast du die Zeitung gelesen?’ Da sagt er, er hat sie nicht gelesen. Er hat gelogen. So ein rüddiger Jude aus dem Buch von Gross lügt auch, daß er vor der Scheune geflohen ist. Dabei ist er gar nicht dort gewesen. An jenem Abend, als die Juden schon verbrannt waren, habe ich Gienek Kalinowski getroffen, den Nachbarn von Laudańskis. Er sagte, es gibt eine Anweisung des Bürgermeisters, daß

jeder in der Nacht aufpassen und sein Haus bewachen soll, denn die Juden könnten sich rächen. Also saß ich mit den Laudańskis vor unseren Buden. Die Laudańskis sind jetzt große Herren, mit Foto in der Zeitung *Rzeczpospolita*, sie wollen sich weißwaschen, sie sind so sauber. Wofür sind sie dann eingesperrt worden? Ich habe sie bei dieser Arbeit nicht gesehen. Aber der Schrei war zwei Kilometer weit zu hören.“

In den Berichten, sowohl denen der Augenzeugen wie denen aus zweiter Hand – denn in Jedwabne ist unter den älteren Generationen allgemein bekannt, wer gemordet und wer sich an den Juden bereichert hat – tauchen einige Namen beharrlich immer wieder auf: Eugeniusz Kalinowski, Józef Kobrzyniecki, Czesław Mierzejewski, Stanisław Sielawa, Józef Sobuta, Michał Trzaska. Und eben die Brüder Laudański. Aber jene, die Zeugen des Verbrechens waren, fürchten sich noch heute, 60 Jahre danach, unter eigenem Namen darüber zu berichten.

Marianna K., Einwohnerin von Jedwabne: „Sie hatten Stöcke, Gummiriemen. Sie müssen das Gummi in der Nacht zerschnitten haben, als sie den Mord beschlossen. Mein Vater hat zwei Tage vorher gesagt, daß sie die Juden töten werden. Er hat bei Juden gearbeitet und ihnen beim Einkauf von Getreide geholfen. Als sie auf den Marktplatz getrieben wurden, sah ich 12-jährige, die Juden trieben, und viele waren 17 oder 19 Jahre alt. Das waren manchmal Mitschüler. Als sie sie umbrachten, wie konnten sie ihnen da in die Augen sehen. Die Juden gingen wehrlos, so traurig, und die anderen waren so wutentbrannt. Man mußte Angst haben, sich der Scheune zu nähern, damit sie einen nicht auch hineinziehen.“

Kazimierz Mocarski: „Einige Tage später lud mich ein Kumpel ein und wollte damit prahlen, daß er die Wohnung eines Juden übernommen hat. Ich habe gehört, wie die Juden, bevor man sie verbrannte, geschlagen wurden, wie man sie herumstieß und ihnen befahl, das polnische Vaterunser zu sprechen.“

Der Sattler Jan Cytrynowicz wohnte vor dem Krieg in Wizna, wo er als Kind getauft wurde, nach dem Krieg wohnte er in Jedwabne und heute in Łomża: „Nach dem Krieg tauchte ich in Jedwabne bei meiner polnischen Stiefmutter auf. Meine Saukumpel wußten nicht, was ich für eine Herkunft habe, also begannen nach einigen Gläsern die Erzählungen: 'Ich habe jenen verfolgt.' 'Heftig habe ich ihn gestochen.' Sie spürten eine Genugtuung, wie sie zwei oder drei Juden umgebracht hatten.“

Janusz Lech Dziedzic, ein Bauer aus Przestrzele, einer Siedlung zwei Kilometer von der Stadt entfernt, dessen Großeltern Szmul Wazersztajn versteckten, bevor er zu Antonina Wyrzykowska kam: „Wie kann man sich das vorstellen, allein schon das Verbrennen ist ein unglaublicher Schmerz, und dann das Ersticken. Und diese Leute haben ihnen nichts Böses getan. Mein Vater, Leon Dziedzic, hatte sich noch vor dem Krieg mit Samuel Wazersztajn angefreundet, er ging mit ihm ins Bethaus, obwohl Vaters Kameraden sagten, daß man erst auf ein Kreuz treten muß, bevor man dort hineingeht. Einmal in den 70er Jahren tauchte bei uns auf dem Hof ein Herr auf, die Eltern waren nicht da, ich erkannte sofort, daß das Herr Samuel ist, ich erinnerte mich an die Geschichten von Großmutter über seine abstehenden Ohren. Er war aus Costa Rica gekommen. Ich zeigte ihm ein Bild von Großmutter im Album, da hat er es geküßt und so geweint, wie ich es nicht einmal bei einem Kind gehört habe. Er sagte: 'Meine Mama gab mir das Leben, aber sie konnte mir nicht helfen, es zu behalten, und diese Frau hat für mein jüdisches, rüdiges Leben das Leben von acht eigenen Kindern riskiert.“

Nicht Antisemitismus, sondern eine gewöhnliche Werbung

Im Jahre 1660 zog eine Gruppe von Juden aus Tykocin nach Jedwabne. Im Jahre 1770 schlossen sie den Bau einer herrlichen hölzernen Synagoge ab – sie ist in dem bekannten Album polnischer Synagogen von Kazimierz und Maria Piechotek zu bewundern. Im September 1913 ging die Synagoge bei einem Feuer in Flammen auf. Der Brand dieser Synagoge, so lesen wir im Gedenkbuch der Juden aus Jedwabne, sei den nächsten zwei Generationen als das schlimmste Unglück erschienen, das diese Gemeinschaft getroffen habe.

Jerzy Laudański: „Einige Hundert Jahre haben wir zusammen gelebt und zwischen uns gab es keine Unterschiede.“ „Und waren Sie einmal in einem jüdischen Haus?“ „Also so weit ging das nicht.“

Kazimierz Ludański: „Im Sommer haben die Juden von den Bauern Obstgärten gepachtet, ich beschloß, ihnen in die Quere zu kommen und dasselbe zu machen. Der Apotheker Michał Jajoszewski (ein örtlicher Aktivist der Nationalen Partei / Stronnictwo Narodowe) gab mir 500 Złoty, um den Handel anzukurbeln.“ „Wo haben Sie investiert?“ „In den Handel mit Äpfeln und in den fahrenden Handel mit Seide, man stellte Tische auf. Die Polen kauften immer beim Juden, denn der Jude verkaufte billiger. Warum? Weil die Juden Kapital hatten. Sie hatten Bergwerke, Großhandlungen, alles haben sie beherrscht. Und mich packte schon die Wut, daß ich keine Arbeit habe. Da schrieb ich einen Brief an Präsident Mościcki. Er begann so: 'Du bist Vater und Herrscher des polnischen Volkes...' Und weiter: 'Obwohl wir Nationale sind und unsere Vorfahren in den Aufständen für Polen fielen, befinden wir uns heute in einer schlechteren Lage.' Der Präsident wies den Landrat von Łomża an, mich einzustellen. Den Handel überließ ich den Brüdern und Eltern, während ich der Gehilfe des Referenten wurde. Als der Krieg ausbrach, verdiente ich 176 Złoty 50 Groschen, mehr als ein Lehrer. Ich hatte immer Glück, aber dem Glück muß man auf die Sprünge helfen.“

„Er war ein begeisterter Endek“ [ND, Narodowa Demokracja, gesprochen EnDe], sagt mir Kazimierz Ludański über seinen Vater, einen Maurer. „Er war im Komitee zum Bau einer Kirche aktiv, hielt zu den Priestern und zog dadurch den Haß der kommunistischen Parteizelle auf sich.“

Sławomir S.: „Kurz vor dem Krieg ließen sie es schon nicht mehr zu, daß die Juden in Jedwabne Handel trieben. Mit Brecheisen standen sie vor den Läden. Mittwochs, am Markttag, kamen die Nationalen meistens aus Łomża, die Einheimischen schlossen sich ihnen an.“

Kazimierz Mocarski: „Die Nationale zerschlug die Marktstände, so daß die Polizei intervenieren mußte. Und die Juden waren so freundlich: 'Guten Tag, was für ein hübscher Sohn!' und gaben mir Bonbons. Wenn Mutter nur sagte: 'Jude, beim anderen Juden kostet das Material 2 Złoty 10 und du willst 2 Złoty 20?', dann verneigte er sich sofort: 'Wir einigen uns, ich lege für Sie drauf, Frau Mocarska, und verkaufe für 2 Złoty 5 Groschen.'“

Zygmunt Ludański: „Sicher, in der Kirche hörte ich: 'Kauf nicht beim Juden!' Es gab auch die Losung 'Kauf bei deinem Landsmann!' Aber darf jemand, der einen Handel im eigenen Land gründet, nicht eine solche Losung haben? Kann man da von Antisemitismus reden? Das war eine gewöhnliche Werbung.“

„Am 10. Juli 1941 mordete der Pöbel“, sagt Janusz Lech Dziedzic. „Aber wenn der Priester damals den Weg versperrt und gesagt hätte: 'Dafür kommt ihr in die Hölle und der Teufel wird mit euch abrechnen', dann hätten sie ihm gehorcht. Vielleicht mit Ausnahme einiger Banditen, die schon stark betrunken waren.“

Steh auf, weißer Adler, und schlage die Juden mit den Krallen

Der Vater von Zygmunt und Jerzy, Czesław Ludański, war tatsächlich einer der Aktivisten der Nationalen Partei (Stronnictwo Narodowe), von der hier alle als die „Nationale“ reden. Vom Einfluß dieser Gruppierung in Jedwabne zeugen alte Presseauschnitte: „Am 3. Mai 1936 fand nach dem Gottesdienst ein Umzug in der Stadt Jedwabne unter Teilnahme von etwa 1.500 Mitgliedern und Sympathisanten der Nationalen Partei statt. Er wurde von einem Orchester und einem Ehrengelicht auf Fahrrädern begleitet. Während der Demonstration wurde gerufen ‚Es lebe das Große Nationalpolen‘, ‚Es lebe der polnische nationale Handel‘, ‚Nieder mit dem jüdischen Kommunismus‘. Der Umzug war gelungen und rief in Jedwabne und der breiteren Umgebung einen großen Eindruck hervor.“

Die Nationalen hatten ihr eigenes Repertoire. An eines der Lieder, die in den Dörfern um Białystok gesungen wurden, erinnerte sich Józef Stankiewicz „Kmicic“, ein späterer Partisan der Nationalen Streitkräfte (Narodowe Siły Zbrojne / NSZ) in dem in der Zeitschrift „Karta“ veröffentlichten Gespräch mit Jerzy Kułak: „Ach, geliebtes Polen / hast Millionen von Menschen / dazu noch überfüllt / mit Juden. / Steh auf, weißer Adler / Schlag die Juden mit den Krallen / damit sie nicht / unsere Herren seien.“

Die effektiv agierende Nationale Partei formte das Bewußtsein der Mehrheit der Einwohner in Jedwabne ebenso wie in den angrenzenden Dörfern und Kleinstädten. Sie wirkte über die Diözesanpresse, der Hauptquelle für

Nachrichten und Meinungen. Bischof war damals der wegen seiner antisemitischen Überzeugungen bekannte Stanislaw Kostka Łukomski, ein persönlicher Freund und Mitarbeiter von Roman Dmowski. [Politiker (1864-1939), führender Ideologe der Nationaldemokraten/ND. Dmowski war persönlich und politisch der Antipode Józef Piłsudskis (1877-1935). Der Antisemitismus war ein wichtiges Element seines Denkens und seiner Politik.] Das an die Bauern gerichtete Wochenblatt „Leben und Arbeit. Eine Wochenzeitung für katholische und gesellschaftliche Angelegenheiten in der Diözese Łomża“ (1935 umbenannt in „Katholische Sache“) wurde von Priester Antoni Roszkowski herausgegeben. Sie informierte neben den Ratschlägen, wie Unkraut zu bekämpfen und Ungeziefer im Haus auszurotten sei, über die Aktivitäten der Nationalen Partei und der unter ihrem ideologischen Einfluß stehenden Katholischen Aktion. Die Lektüre dieser Zeitschrift vermittelt eine Vorstellung von Ausmaß und Tiefe des dortigen Antisemitismus. Der rote Faden – wie das übrigens einer der Autoren formulierte – war die „ununterbrochene Aufklärung der Mitbrüder über die jüdische Gefahr“. Auf der ersten Seite stand immer ein Leitartikel (wahrscheinlich vom Priester-Chefredakteur geschrieben). Die Titel lauteten beispielsweise: „Die Juden nehmen sich was heraus“, „Juden vom Grundbesitz enteignen“, „Für jüdische Schuld leidet die polnische Jugend“, „Wie Polen verjudet“. „Das polnische Volk ist reif geworden und hat verstanden, daß man die Beziehungen zu den Juden nicht in ein oder zwei Jahren, sondern schon heute abbrechen muß“, hieß es in dem Leitartikel mit der Überschrift „Wir brechen mit den Juden“. „Kein Volk würde erdulden, was wir von seiten der Juden seit langen Jahren ertragen. Die Juden rissen den Handel und das Handwerk an sich. Das Schreckgespenst eines jüdischen Polen erschien vor unseren Augen. Für all das Böse wollen wir nicht mit Bösem heimzahlen, unsere Antwort soll einer christlichen und kultivierten Nation würdig sein. Wir brechen mit den Juden die Beziehungen ab. Für die polnische Jugend sind die Juden keine Kameraden, gesellige Kontakte mit Juden passen nicht zu einem Christen, sie sollten abgebrochen werden. Wir müssen Alarm schlagen. Die Juden versperrten Polen den Weg zur Größe. Verstand und Gewissen gebieten uns, den Kontakt mit den Juden abzubrechen.“

Als Vorbild galten die Deutschen, die „sich mit dem Problem der überschüssigen Juden gut zu helfen wissen“. „In Polen geht es ihnen offensichtlich zu gut, wenn sie die Polen zu kritisieren wagen“ – hieß es im Text „Den Juden zur Mahnung“: „In Polen ist es, wie es ist, aber alles ist unsere innere Angelegenheit, und das geht die Juden nichts an!“ In den folgenden Nummern wird wiederholt: „Solche Massen von Juden hält kein Land aus und kein Land kann sie verdauen!“ Man appellierte: „Ein kleines Kind, das ein Brötchen, eine Süßigkeit, einen Bleistift oder ein Heft einkaufen will, ein Bauer, wegen einer Ware – sie alle dürfen nur den Weg zum polnischen Laden kennen, denn der Pole kauft beim Polen!“ Man malte die Vision eines „jüdischen Polen“ aus, in dem die „aus dem Handel verdrängten Juden“ das Land aufkaufen, und „das polnische Volk, der uralte Hausherr dieser Erde, ein unstetes Leben auf der Wanderschaft unter Fremden führen“ würde. Inzwischen ist „jeder jüdische Bauernhof ein Stachel im lebendigen Leib des polnischen Landwirts“. „Die Juden hätten schon längst verstehen können, daß in Polen die Polen die Hausherrn sind. Die Juden aber können oder wollen das nicht verstehen, das wird ihnen allerdings nicht gut bekommen.“

Die Zeitschrift war für die einheimische Bevölkerung ein Fenster zur Welt. Ich blättere Nummern aus den 30er Jahren durch. Unter der Rubrik „Informationen aus dem Land“: „Jüdische Wucherei“, „Über die Entjudung von Lodsch“, „Das aus Kirchen gestohlene Gold kauften zwei Lemberger Juden an“. Unter der Rubrik „Informationen aus der Welt“: „Gerüchte über einen Ritualmord“ oder „Prügelstrafe für Juden wegen Öffnung der Geschäfte am Sonntag (so in Tripolis)“. Als Lektüre für die Gemeindemitglieder wurde z.B. die Broschüre von Priester J. Unszlicht empfohlen „Leben und Lehre von Jesus Christus im Überblick“, die „uns klar die jüdische Heuchelei in Bezug auf Jesus Christus vorstellt“.

Natürlich kann man über den Einfluß der Presse streiten, wenn etwa ein Drittel der Einwohner in der Wojewodschaft Białystok aus Analphabeten bestand, und ein weiteres Drittel nur zwei Klassen Grundschule absolviert hatte. Aber die Elite der Stadt, darunter der Jedwabner Priester Czesław Szumowski, las die Zeitschriften. Die Inhalte der Diözesanpresse wurden von der Katholischen Aktion propagiert, die innerhalb der Kirchengemeinden aktiv war. Sowohl in Jedwabne wie in der Umgebung agierten angegliederte Organisationen der Katholischen Aktion von der Vorschule an. Kleine Kinder nahmen am Eucharistischen Kreuzzug, auch Jesu-Ritterschaft genannt, teil; die Älteren gehörten der Polnischen Frauen- und Männerjugend an. Die Erwachsenen spielten Theaterstücke – angesichts des Titels „Der Jude als Brautwerber“ kann man sich den Inhalt leicht vorstellen. Sie nahmen auch an Vorträ-

gen und Kundgebungen beispielsweise unter der Losung „Über die Notwendigkeit und die Methoden des Kampfes gegen die Judenkommune“ [Polnisch: *żydokomuna*, ein Begriff, der sich aus dem Wort Juden und Kommune (von Kommunismus) zusammensetzt und sich mit dem nationalsozialistischen Begriff des „jüdischen Bolschewismus“ weitgehend deckt] teil.

Die Bewohner setzten die Worte in Taten um. Stadt für Stadt wiederholte sich dasselbe Szenario, festgehalten von der Lokalzeitung in Białystok: „Auf dem Markt wurden jüdische Händler geschlagen und mit Messern angegriffen, viele flohen und ließen ihre Waren ohne Aufsicht zurück. Die Waren wurden gestohlen.“ Der polnische Staat bemühte sich, seine jüdischen Bürger zu schützen, schickte Polizei, es gab Verhaftungen und Prozesse. Die Diözesenpresse verbarg jedoch ihre Sympathie für die Boykottaktionen nicht. Während der Prozesse wurde über die schönen Reden der Verteidiger und das edle Verhalten der Nachbarn geschrieben, die beispielsweise die Felder des Verhafteten pflügten. Berichtet wurde auch über den Erfolg der Aktion. So wurden in „Zaremby Kościelne die jüdischen Stände so bewacht, daß sich ihnen kein Bauer nähern konnte und 250 jüdische Familien zum Hungern verurteilt sind“.

Unter den zahlreichen Orten, in denen es zur Demolierung jüdischer Geschäfte und Marktstände kam, finde ich bekannte Namen: Radziłów, Stawiski, Tykocin, Zaremby Kościelne. In diesen Städten haben Polen nach Berichten, die gleich nach dem Krieg von der Jüdischen Historischen Kommission aufgeschrieben wurden, 1941 jüdische Mitbürger ermordet und ihr Eigentum geraubt. Im Bericht aus Tykocin, der 1946 von dem überlebenden Menachem Turek verfaßt wurde, heißt es: „(Im Juni 1941) drang die Menge der polnischen Bevölkerung unter Leitung von Vorkriegsnationalen, die schon Erfahrung mit dem Boykott jüdischer Geschäfte besaßen, in jüdische Häuser ein und leerte sie vollständig. Mit wilden Drohungen, Rufen nach Rache und Flüchen zerrte die vom Raub berauschte Menge aus den jüdischen Geschäften alles heraus, was ihr in die Hände fiel.“

Wissen Sie, was die Juden gemacht haben?

Beim Anblick eines Journalisten äußert sich ein Teil der Einwohner von Jedwabne zur Frage, wie doch die sowjetischen Besatzung eine Zeit war, in der Juden hier die Herren spielten und alles beherrschten.

Janina Biedrzycka, Tochter von Bronisław Śleszyński, der seine Scheune zur Verbrennung der Juden zur Verfügung stellte, begrüßt mich mit den Worten: „Wissen Sie, was die Juden bei uns gemacht haben?“ In dem vom polnischen Fernsehen ausgestrahlten Film „Wo ist mein älterer Sohn Kain?“ von Agnieszka Arnold sagte sie, die Juden hätten die Einheiten der Roten Armee begeistert begrüßt, als sie in das Städtchen einmarschiert wären. Nach konkreten Tatsachen befragt, antwortete sie, auf der Hauptstraße hätte ein Tisch mit rotem Leintuch gestanden und daran hätten zwei polnische und eine jüdische Familie gesessen (ein Jahr später allerdings, als Agnieszka Arnold ihren nächsten Film „Nachbarn“ vorbereitete, änderte sie die Proportionen – eine polnische Familie und jetzt vier jüdische).

Sławomir S.: „Als damals die Sowjets einmarschierten, herrschte Freude unter den Juden. Ein Teil der Jugend legte rote Armbinden an und trat der Polizei bei. Aber das dauerte nicht lange, denn die Sowjets vertrieben sie, weil sie lieber allein zurechtkommen wollten. Die Juden, besonders die ärmeren, spielten sich etwas auf, ihrer Meinung nach hatten ihnen die Sowjets die Befreiung gebracht. Den schon ein bißchen Reicherer drohte die Deportation genauso wie den Polen.“

Von den Kommunisten, den jüdischen wie den polnischen, wurden die sowjetischen Besatzer mit Begeisterung und von sehr vielen Juden mit Hoffnung begrüßt. Für sie war klar, daß jede Variante besser ist als die deutsche Besatzung, und ein Land, das Losungen des Internationalismus verkündete, konnte auch Hoffnungen begründen, daß die Welle antisemitischer Verfolgungen von seiten polnischer Nachbarn ein Ende fände. Für die Mehrheit der polnischen Bevölkerung war es von Anfang an eine Zeit der Bedrohung und der unsicheren Zukunft, eine Zeit der Deportationen und Verhaftungen.

In seinem Bericht für die polnische Regierung in London gibt Jan Karski [Jan Karski (1914-2000), legendärer Kurrier zwischen der Exilregierung und dem besetzten Polen.] vom Beginn der Besatzung ein Bild über die Situation

der Juden und die polnisch-jüdischen Beziehungen unter den beiden Besatzern. Zur Haltung der Juden, die die einmarschierenden sowjetischen Einheiten freundlich, in vielen Fällen sogar begeistert begrüßten, meinte er: „Man kann sich schwerlich wundern.“ Besorgt verzeichnete er die Stimmungen unter den Polen: „Im Prinzip jedoch und in ihrer Masse schufen die Juden hier eine Situation, in der sie von den Polen als ergebene Anhänger der Bolschewiken betrachtet werden und die Polen – das kann man ruhig sagen – nur auf den Augenblick warten, in dem sie sich an den Juden rächen können. (...) Die übergroße Mehrheit (vor allem ganz klar die Jugend) wartet geradezu auf die Gelegenheit einer ‚blutigen Vergeltung‘“.

Und jetzt der Patriotismus

Kazimierz Ludański: „Die Sowjets kamen und steckten Vater ins Gefängnis in tomża. Alle wußten, wer seine Deportation indirekt verursacht hat.“ „Wer?“ „Na, die Juden haben sie nicht deportiert. Die NKWD-Leute kannten uns nicht, aber die Juden waren unsere Nachbarn. Kommunistische Juden legten polnische Familien für die Deportationen fest.“ K. Ludański weiter: „Wenn sie in der Nacht kamen, um die Familien zu holen, kamen ein NKWD-Mann, ein polnischer Kommunist und zwei Juden.“

Ich frage Zygmunt Ludański, wer seinen Vater abgeholt hat. „Ich war damals nicht zuhause, aber Großmutter sagte, zwei Russen und ein Pole seien gekommen, wahrscheinlich Krystowczyk“ (in Jedwabne wohnte eine polnische Familie namens Krystowczyk, in der mehrere Brüder Kommunisten waren).

„Als Beweis dafür, daß das jüdische Kommunisten gemacht haben“, sagt Kazimierz Ludański, „erzähle ich Ihnen, daß in Jedwabne viele reiche Juden lebten, keinen davon haben sie deportiert und keinem das Geschäft weggenommen. Nur einen einzigen reichen Juden haben sie deportiert, Jakub Cytrynowicz, weil er sich hatte taufen lassen.“ „Wollen Sie sagen, daß Juden ihn angezeigt haben, weil er sich taufen ließ?“ „Ja, doch.“

Der Sohn von Jakub Cytrynowicz, Jan, sagt mir allerdings, daß sie den Vater deportiert hätten, weil sie ihn auf dem Weg nach Ostrołęka mit geschmuggeltem Mehl erwischten. Er erinnert sich auch daran, daß reiche Juden deportiert wurden.

„Und jetzt der Patriotismus ... Schon die Existenz des Partisanenkampfs, der Tod unserer Tante im Kampf mit den Sowjets und der Tod vieler anderer einheimischer Polen spricht für sich“, schrieb Kazimierz Ludański im Brief an Adam Michnik. Jadwiga Ludańska war gemeinsam mit einigen hundert anderen Einwohnern aus Jedwabne und Umgebung in jener Partisanengruppe, die sich im Waldgebiet von Kobielne versteckte. Sie wurden vom NKWD umzingelt, viele kamen um, unter ihnen auch Jadwiga Ludańska, viele wurden verschleppt. Die Familientragödie sollte erklären, warum die Ludańskis einen Grund hatten, sich an den Juden zu rächen. Das suggerieren viele Äußerungen in der polnischen Presse, u.a. von Prof. Tomasz Strzembosz und auch vom Vorsitzenden des IPN-Kollegiums, Sławomir Radoń. Im Zusammenhang einer Kollaboration von Juden mit den Sowjets sprach er über die Schwester der Ludańskis, die durch den NKWD umgekommen sei (in Wirklichkeit war das keine Schwester, sondern die Frau des Onkels), und von einer zweiten Schwester, die in die UdSSR deportiert worden sei (diese Schwester haben die Ludańskis mir gegenüber nicht erwähnt). Hinter all dem verbirgt sich die als selbstverständlich betrachtete Annahme, daß es Juden waren, die denunzierten. Dabei – das wurde von Historikern festgestellt und sogar von Prof. Tomasz Strzembosz beschrieben – hob der NKWD die zum großen Teil von Jedwabnern gebildete Partisaneneinheit auf Grund polnischer Denunziationen aus.

Leszek Dziedzic: „Ich weiß, daß bei uns in Przestrzele eine Polin die Leute an die Sowjets ausgeliefert hat, sie hat mit den Russen zusammengearbeitet. Im Nachbardorf hat ebenfalls ein Pole denunziert. Sicher hat auch ein Jude denunziert, in jedem Volk gibt es Schurken.“

Sławomir S.: „Ich zweifle sehr daran, daß ausgerechnet Juden auf die Leute hingewiesen haben. Meinen Onkel, das weiß ich ganz sicher, haben Sowjets abgeholt, da waren keine Einheimischen dabei.“ Verschiedene Dokumente, die ich durchgesehen habe, bestätigen die Angaben von Sławomir S. über Jedwabne. Nach der ersten Begeisterung eines großen Teils der Juden, die auf ein würdigeres Leben und eine geringere Bedrohung gehofft hatten, kehrte schnell Besinnung ein. Nicht ohne Zutun der Russen übrigens, die eigene Kader heranschafften (das

bestätigen sowjetische Quellen, auf die Prof. Michal Gnatowski von der Universität Białystok seine zahlreichen Arbeiten stützte) und eine selbsternannte Polizei nicht brauchten, oder die sich, wenn schon, dann lieber auf polnische Kommunisten stützten. Für die jüdische Bevölkerung kam eine Zeit der Angst und der Armut – man nahm ihnen ihr Eigentum, die Mühlen, die Geschäfte, verbot den Gemeinden die Religionsausübung und requirierte die Synagogen als Magazine.

Als ich die Berichte durchlas, die in der Armee von General Władysław Anders gesammelt und im Hoover Institut archiviert worden sind (in Warschau zugänglich im Ost-Archiv des Zentrums „Karta“, 16 Berichte betreffen die Gemeinde Jedwabne), entstand für mich ein vollständig anderes Bild als das, was Prof. Tomasz Strzembosz gezeichnet hat. Er schrieb in *Rzeczpospolita* über den Verrat der Juden und versuchte auf diese Weise den Mord in Jedwabne zu erläutern. Am häufigsten wird über eifrig kollaborierende Juden in generalisierenden Beurteilungen und in Berichten vom Beginn der Besetzung berichtet. Sobald es aber um Konkretes geht, wenn Namen fallen, erfahren wir aus denselben Berichten, aus denen man über die Allmacht der Juden lesen kann, daß in der Wahlkommission Russen saßen und daß die von den Behörden bestimmten Kandidaten in der Regel entweder Zugewanderte oder polnische Kommunisten waren – so wie Czesław Krystowczyk aus Jedwabne. In vielen Berichten über Beschlagnahme des Eigentums, Abtransport zur Deportation und Revisionen tauchen die theoretisch allgegenwärtigen Juden überhaupt nicht auf.

Woher stammt dann die allgemeine Vorstellung von der dominierenden Rolle der Juden? Mir scheint, jene Berichte sind nicht mit der bewußten Intention entstanden, falsches Zeugnis abzulegen. Im Gegenteil – sie spiegeln die subjektive Wirklichkeit der Einwohner jener Gebiete wieder. Wenn in den 30er Jahren in jener Gegend ein jüdischer Lehrer in der Schule auftauchte, rief die Katholische Aktion zum Boykott auf, die Schüler hörten auf, die Schule zu besuchen, in der Gemeinde wurden Protestbriefe gesammelt. „Keine christliche Familie gibt ihr Kind in jüdische Hände“, stand in der Diözesanpresse. – „Wir Katholiken wenden uns dagegen, daß Juden an polnischen Schulen zugelassen werden, wir machen nur das, was uns der Glaube gebietet. Unser katholisches Gewissen und unser Nationalstolz fordern von uns, jüdische Lehrer fernzuhalten.“ Wenn ein polnischer Bürger jüdischer Nationalität ein staatliches Amt bekam, schlug die Diözesanpresse Alarm. Sie notierte jeden einzelnen solcher Fälle unter der Überschrift „Ein Jude anstelle eines Polen“. Zum Beispiel: „Auf dem Posten eines Beamten zum städtischen Magistrat sitzt ein Jude namens Pinkus Rajgrodzki, er ist als Zwangsverwalter tätig.“ Oder: „Die Nachricht, die wir seinerzeit bekannt gaben, hat sich bestätigt, denn als leitender Arzt in der Krankenkasse von Łomża wurde ein Jude berufen. Die Besetzung hervorgehobener Posten in Polen mit Menschen, die uns rassistisch fremd sind, tut der polnischen Gesamtheit weh.“ Oder auch: „Eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit und dennoch Tatsache: der Vertreter der Klassenvereinigung der Landarbeiter ist ein Jude namens Turek. Ist das nicht anormal, daß ein Mensch, der von seiner Rasse, seiner Religion und Nationalität her dem polnischen Geist fremd ist, über das Schicksal einer rein polnischen Vereinigung entscheidet?“ Sogar die den Juden gegenüber freundlich gesonnene Frau Mocarska wandte sich völlig natürlich an einen Ladenbesitzer: „Du Jude.“ Und er verbeugte sich tief vor ihr. Plötzlich in der Schule, in den Ämtern, auf der Polizei auf Juden zu treffen, muß für die Mehrheit der Einwohner aus Jedwabne und Umgebung ein traumatischer Schock gewesen sein und ihr Gefühl der Bedrohung um ein Vielfaches erhöht haben.

Es sollte noch darauf hingewiesen werden, daß die sowjetische Besetzung praktisch allen die Kollaboration aufgezungen hat – ausgenommen jenen, die sich versteckten und mit der Waffe in der Hand kämpften. „Die Wahlagitator – beschreibt ein Beamter aus Jedwabne (Bericht des Hoover Instituts Nr. 10708) – erfolgte in der Weise, daß jedem Agitator zehn Häuser zugeteilt wurden. Die Menschen aus diesen Häusern versammelten sich täglich an einem Ort, und täglich wurde ihnen die Verfassung vorgetragen und erklärt, welche Rechte ein Sowjetbürger hat. Diese Wahlversammlungen fanden täglich in den Abendstunden statt.“ Wenn die Einwohner von Jedwabne Verhaftungen oder Deportationen umgehen wollten, mußten sie an diesen Versammlungen teilnehmen, mußten ihre Scheunen mit den Porträts von Lenin, Stalin und roten Fahnen schmücken, mußten an der Wahlfarce teilnehmen und die sowjetische Staatsbürgerschaft annehmen. Das dürfte eine jener demütigenden Erfahrungen gewesen sein, die man tief ins Unbewußte abdrängt. Und dies ist um so leichter möglich, wenn die Wirklichkeit durch das Stereotyp ersetzt wird: „Die Juden haben kollaboriert.“

Mit der Bitte an den Generalissimus

„Meine Mutter ist mit zwei Brüdern in die Wälder ins Ungewisse geflohen“, sagt Kazimierz Ludański. Ich frage Zygmunt Ludański, wie das aussah, als sie sich in sowjetischen Zeiten versteckten. „Wir fuhren durch die Gegend, über fünf Monate. Ich war Maurer, also habe ich dort übernachtet, wo ich arbeitete. In einem Dorf, wo ich mal gearbeitet habe, hatte ich eine Freundin, an einem anderen Ort hatte ich eine andere Bekanntschaft. Mal war ich bei Vettern, mal beim Onkel. Er hatte ein großes Holzhaus mit einem doppelten Dachgiebel, Mutter war da mit dem Bruder und ich habe dort manchmal übernachtet. Aber was war das für ein angenehmes Versteck, denn Onkel glaubte an Träume und weckte mich nachts um zwölf: ‘Fahr weg mit dem Fahrrad, denn ich habe von einem überfahrenen schwarzen Hund geträumt.’ Ein armseliges Leben. Da wollte ich schon lieber an Stalin schreiben.“

Über seinen Brief an Stalin hat Zygmunt Ludański im Juli 1949 geschrieben, als er auf seinen Prozeß im Gefängnis in Ostrolęka wartete. „An das Justizministerium U.B.P. [Amt für öffentliche Sicherheit] in Warschau: Ich habe mich etwa sechs Monate vor der Sowjetmacht versteckt. Während ich mich in dieser Zeit vor der Aussiedlung versteckte, ging ich nicht zu den Banden, die sich in dieser Zeit auf unserem Gebiet bildeten, sondern wandte mich mit einer Bitte an den Generalissimus Stalin, die von der Moskauer Staatsanwaltschaft, Puschkin-Straße 15 an den NKWD in Jedwabne mit der Aufforderung zur weiteren Untersuchung übergeben wurde. Nachdem man mich überprüft und in der Umgebung Nachforschungen angestellt hatte, zeigte sich, daß ich ungerechtfertigt angegriffen worden war und unter Rückerstattung der Verluste wurde ich frei davon, mich vor der Aussiedlung zu verstecken. Nach Observation meiner Meinungen forderte mich der NKWD in Jedwabne zur Zusammenarbeit bei der Liquidierung des antisowjetischen Übels auf. Damals nahm ich Verbindung zum NKWD in Jedwabne auf (das Pseudonym gebe ich nicht schriftlich an). Meine Vorgesetzten befahlen mir während meines Kontaktes, damit die Arbeit erfolgreich war und ich mich gegenüber der Reaktion nicht verrate, eine antisowjetische Einstellung einzunehmen, weil ich den Behörden schon bekannt war.“

Zygmunt Ludański, heute: „Noch als ich mich versteckte, erfuhr ich, daß Treffen organisiert werden, welches Ziel die Russen haben, uns zu befreien, und daß sie auf diesen Treffen die Stalin-Verfassung verteilen. Ich lieh sie mir aus, analysierte sie und sehe: Im vierten Paragraphen steht, daß im Sowjetreich niemand für einen anderen verantwortlich ist – weder der Vater für den Sohn, noch der Sohn für den Vater. In der Nacht ging ich zum Priester, um Kanzleipapier zu holen und schrieb an Stalin. Scharf habe ich geschrieben, daß Stalin uns von Kapitalisten und Faschisten befreit hat, und ich nicht zur Waffe, sondern zur Feder greife, da ich auf dem Boden der Verfassung stehe. Ich habe so begonnen: ‘Das polnische Volk ist der Roten Armee sehr dankbar für die Befreiung vom Faschismus und Kapitalismus und dafür, daß dies nun unser gemeinsames Vermögen wird ...’ Zum Teufel, verstehen Sie, man schreibt nicht mit geweihter Kreide. Und weiter, daß ich mich wegen Vater verstecken muß. Wenn das so weiter geht – wagte ich mich mutig vor – wird die Hälfte der Leute in den Wald gehen.“

Sie haben mein Schreiben aus Moskau an den NKWD in Jedwabne geschickt. Ein Monat verging, dann ließen sie mich durch meinen Vetter rufen, denn ich hielt mich weiterhin versteckt. Sie ließen mir bestellen, daß ich ‘oprawdany’ werde, d.h. freigesprochen, wenn ich mich melde. Sie wollten dieses Schreiben niemandem zeigen – den Polen nicht und den Juden nicht. Also habe ich erst ins Russische übersetzt, denn ich hatte es schon ein wenig gelernt. Im Namen Vaters schrieb ich eine Eingabe an den Innenminister Kalinin. Ich ging zum Russischkurs für Vordienstpflichtige und den nächsten Brief an Stalin schrieb ich in Vaters Namen in Russisch. Bei uns wohnte ein ‘komandir’, er hat mich verbessert.“

Kazimierz Ludański im Brief an Adam Michnik: „So wie Polen in Warschau [den Deutschen] Kutschera getötet haben, so töteten sie in Jedwabne Scheweljow, einen ähnlichen Henker.“

„Im Mai 1941 meldete ich mich beim NKWD, damit sie Vater den Brief an Stalin zur Unterschrift vorlegen“, erzählt mir Zygmunt Ludański. „Ich komme und der Chef sagt: ‘Banditen haben unseren guten Mitarbeiter erschlagen.’ Gerade war in Jedwabne der stellvertretende Chef vom NKWD, Scheweljow, ermordet worden. Ich sage: ‘Tut mir leid.’ Und er darauf: ‘Wenn du wolltest, könntest du uns helfen, die Banditen aufzustöbern.’ Ich frage: ‘Wie?’. Und er: ‘Du kennst die Leute. Siehst Du neue Gesichter, die sich herumtreiben, sagst Bescheid.’ Ich frage: ‘Wie?’. Und er: ‘Bei uns auf der Wache ist ein Postfach. Steck einen Zettel hinein und unterschreibe, aber nicht mit

deinem Namen, sondern als Popow.’ Ich sage: ‘Charascho, ich nehme sicher Kontakt auf.’ Er hat mich nur gebeten, das war keine Verpflichtung. Diese Täuschung ist mir gut gelungen. Ich bekam Antwort von Stalin und von Kalinin, daß Vater entweder freigelassen oder verurteilt werden soll, denn man könne niemanden so lange in Untersuchungshaft halten, und daß sie mich benachrichtigen werden. Aber da brach der Krieg aus. Die Partisanen kamen, zerstörten das hölzerne Denkmal mit dem Stern, das dort stand, wo Scheweljow begraben worden war und haben ihn selbst wohl aus dem Grab geworfen.“

Das war Euphorie

„Sie haben gesagt, daß die Juden die einmarschierende Rote Armee freudig begrüßt haben. Und als die Deutschen kamen, passierte es da nicht, daß die einheimische Bevölkerung hinausging, um sie zu begrüßen?“, frage ich Kazimierz Ludański. „Die Juden bei Zambrów sollen die Deutschen mit Brot und Salz begrüßt haben, aber die Deutschen haben sie weggestoßen.“ „Ich frage nicht nach den Juden. Ich frage nach den Polen.“ „Die Polen waren vor dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges in einer schrecklichen Lage – ständige Verhaftungen, Deportationen nach Sibirien. Die Bevölkerung betete zu Gott, Luzifer möge kommen, damit dieser Teufel verschwindet.“ „Hat man sich also auf das Kommen der Deutschen gefreut?“ „Der Deutsche hat die Russen angegriffen und die Gefängnisse öffneten sich. Das war eine Euphorie. Tausende von Leuten, die sich in den Wäldern versteckt hatten, kehrten nach Hause zurück. Jeder hat sich gefreut. Daß der Schulleiter zurückgekehrt war. Daß der Nachbar zurückgekehrt war. Daß der Sohn zurückgekehrt war, der sich im Wald versteckt hatte. Sollten meine Brüder sich nicht darüber freuen, daß Vater aus dem Gefängnis und Mutter aus dem Wald zurückkehrten?“

Jerzy Ludański begann sofort in der deutschen Gendarmerie zu arbeiten. Bei der Verhandlung gab er an, daß sein Bruder Zygmunt ihm dies befohlen habe, damit er die NKWD-Papiere mit seiner Verpflichtungserklärung heraushole. Kazimierz Ludański arbeitete damals als Referent in der Gemeinde Poręba am Bug, die in das deutsche Protektorat eingegliedert worden war. Von dort gelangte er im Juli zu seinen Brüdern nach Jedwabne und nahm Jerzy mit nach Poręba. „Ich habe mir selbst einen Passierschein auf Deutsch geschrieben“, sagt er, „denn ich war ein Beamter: ‘Kazimierz Ludański geht über die Grenze, bitte keine Schwierigkeiten machen.’ Und das stempelte ich. Ich bin zu meinem Bruder Jerzy gefahren, um ihm zu befehlen, daß er flieht.“ „Warum sollte er fliehen?“ „Deswegen, weil Karolak ihn als Hilfskraft anstellen wollte. Die Deutschen brauchten solche jungen Leute für die Polizei. Vorher sind wir vor den Russen geflohen, jetzt mußte man vor den Deutschen fliehen.“

Kazimierz Ludański: „In Poręba gehörte ich dem Informations- und Propagandabüro der Heimatararmee an, die sich damals noch Verband für den bewaffneten Kampf (Związek Walki Zbrojnej / ZWZ) nannte. Ich habe die Untergrundpresse verteilt.“ Jerzy Ludański: „Ich gehörte der Polnischen Aufstandsvereinigung (Polski Związek Powstancy) an, und danach war ich in der Heimatararmee. Sie übertrugen mir die Verbreitung der Untergrundzeitungen. Sicher war die *Rzeczpospolita* (Republik) dabei, und die zweite war wohl *Żołnierz Polski* (Polnischer Soldat). Ich habe einem Vorkriegsoffizier in Anwesenheit meines Bruders den Eid geschworen. Im Wald war ein Ort zur Abholung der Post vereinbart, im Moos unter einem Baum. Man durfte nicht halten, nur mit einem Fahrrad vorbeifahren und die Post unbemerkt nehmen. Im Kreis Ostrów gab es eine Massenrazzia und auch bei uns im Wald griffen sie über ein Dutzend Leute auf. Ich war vier Monate in Untersuchungshaft im Pawiak-Gefängnis. Zwei Mal brachten sie mich zum Verhör in die Szuch-Allee [Sitz der Gestapo in Warschau]. Ich war in den Konzentrationslagern Auschwitz, Groß-Rosen und Oranienburg.“

„Ich halte meinen Bruder Jerzy für einen Helden“, sagt Kazimierz Ludański. „Drei Jahre war er in deutschen Lagern und hat niemanden verraten. Hier liegt seine Fotografie aus dem Lager. ‘Jurek, zeig mal’. Er selbst war Beamter in der deutschen Verwaltung. Er gesteht, nach dem Krieg wegen der Juden in Poręba am Bug verhört worden zu sein. „Man hat sie aus dem ganzen Kreis dorthin getrieben. Am 10. Februar 1942 kam der Befehl, daß alle nach Treblinka sollen (es geht wahrscheinlich um Treblinka 1, das Arbeitslager, das vor dem Konzentrationslager entstand). Es blieben 33. Mir wurde aufgetragen, sie alle aufzuschreiben. Sie bestrafte sie so, daß ich je 50 Złoty auf ein Bankkonto einziehen sollte. Und im Mai kam ein neuer Befehl und sie fuhren nach Treblinka. Aber nicht alle. Einer blieb und wurde Chef des Sicherheitsdienstes in Ostrów.“

Laudański 1947 durch eine Sonderkommission zu sieben Monaten im Arbeitslager Mylecin verurteilt wurde. „Worum ging es?“, erzählt er. „Wie soll man das sagen, das war ein zulässiges Manko. Es war erlaubt, daß bei der Arbeit im Handel so- und soviel Prozent fehlten und ich nahm das zulässige Manko. Danach arbeitete ich in den Staatlichen Land-Immobilien, später in der PGR [Staatlicher Landwirtschaftsbetrieb] in Kaliszki als Lagerverwalter. Dort haben sie mich von der Arbeit geholt.“

Was auch wir getan haben

Kazimierz Laudański: „Die, die vor Gericht standen, das waren einfache Leute, die verstrickt wurden. Vielleicht hat einer einen jüdischen Kommunisten angespuckt oder ihn geschlagen. Es hat keinen Sinn, das zu rechtfertigen, aber andererseits ist es auch eine normale Sache. Jerzy und Zygmunt Laudański wurden am 15. Januar 1949 festgenommen. Aus den Aussagen von Zygmunt am 17. Januar: „Ja, ich habe an der Ermordung von Juden teilgenommen. Ich habe aufgepaßt, daß die Juden nicht geflohen sind. Die Juden haben das Lenin-Denkmal auf dem Markt getragen. Später haben wir alle Juden mit dem Denkmal aus der Stadt zu der Scheune getrieben. Ich betone, daß die Juden 250 Meter von der Scheune entfernt waren, als ich nach Hause zurückkehrte.“ Aus den Aussagen von Jerzy, ebenfalls am 17. Januar: „Ich war als Hilfskraft in der Gendarmerie, das hatte mir mein Bruder Zygmunt Laudański befohlen, der augenblicklich festgenommen ist. Mit einem Taxi kamen vier oder fünf Gestapo-Leute und begannen im Magistrat zu reden. Nach einer gewissen Zeit sagte Marian Karolak zu uns Polen, wir sollten die polnischen Einwohner zur Verwaltung rufen, danach befahl er uns, die Juden auf den Markt zu treiben, um dort zu arbeiten, was die Leute auch taten, ich habe damals auch daran teilgenommen, die Juden auf den Markt zu treiben, zusammen mit Eugeniusz Kalinowski, wo der augenblicklich ist, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er 1945 in einer Bande war, ich habe ihn dort selbst gesehen. Mit dem genannten Kalinowski befahlen wir etwa acht Personen jüdischer Nationalität, und als alle zusammengetrieben waren und wir zurückgingen, da trugen die Juden schon das Lenin-Denkmal über den Markt und sangen 'Durch uns der Krieg'. Wer ihnen zu singen befohlen hat, weiß ich nicht, aber wir Polen haben aufgepaßt, daß die Juden nicht flohen. Ich betone, daß auch Deutsche da hin und her gingen. Später gab uns Bürgermeister Marian Karolak den Befehl, alle Juden zur Scheune von Bronisław Śleszyński zu treiben, was auch wir getan haben, wir haben die Juden zur Scheune getrieben und ihnen befohlen, hineinzugehen und die Juden wurden gezwungen, hineinzugehen, dann haben sie die Scheune geschlossen und angezündet, wer sie angezündet hat, habe ich nicht gesehen. Nach dem Brand ging ich nach Hause, und die Juden verbrannten in der Scheune, alle Juden zusammen waren mehr als tausend Personen.“

Die Laudańskis wurden nicht nur durch die eigenen Aussagen und die Aussagen der Mitangeklagten belastet, sondern auch durch Zeugenaussagen. Bronisława Kalinowska: „Die Einheimischen begannen mit der Ermordung der Juden, so wie sie die Juden quälten, das konnte man nicht mit ansehen, ich stand an der Przytułska-Straße, da lief Jerzy Laudański, wohnhaft in Jedwabne, die Straße entlang, der sagte, daß er schon zwei oder drei Juden ermordet hätte, er war sehr aufgeregt und lief weiter.“ Eljasz Grądowski: „Jerzy, Czesław, Zygmunt Laudański zwangen die Juden, das Lenin-Denkmal zu tragen.“ Stanisława Sielawa: „Die Einheimischen begannen mit den Deutschen, die Juden zu ermorden. Ich habe folgende Personen gesehen: 1. Czesław Laudański (der Vater von Zygmunt und Jerzy) stand in der Przytułska-Straße mit einem Deutschen. Ich sagte, daß ich Bier für meinen Mann kaufen will, da sagte Czesław Laudański, 'geh nach Hause, wenn du willst, dann passiert dir das gleiche wie den Juden'. Ich sah noch, wie Jerzy Laudański und Jurek Kalinowski und ein Russe einen Juden schlugen, ihn zu Boden warfen, ihn mit Stöcken schlugen, als ich zu bitten begann, da sagten sie zu mir, gleich kriegst du dasselbe wie die Juden gekriegt haben.“ Abram Boruszczak: „Am Mord beteiligten sich Jerzy, Zygmunt und Vater Czesław Laudański, sie organisierten die ganze Aktion gegen die Juden, jagten sie auf dem Marktplatz, schlugen mit Stöcken, schlugen auf dem Friedhof, trieben die Juden zu der Scheune, dort wo sie verbrannt wurden, und nach dem Mord raubten sie das jüdische Eigentum.“

In der Verhandlung am 16. Und 17. Mai widerriefen die Angeklagten nacheinander das, was sie in der Untersuchungshaft ausgesagt hatten, sie beklagten sich, sie seien geschlagen worden. Ihre Aussagen widerriefen auch einige Zeugen, unter ihnen Bronisława Kalinowska: „Ich habe die Laudańskis nicht gesehen und ich habe nichts gehört. Während der Untersuchung hat mir der untersuchende Herr befohlen, so auszusagen, er hat mich ange-

Entlassung aus dem Gefängnis verhalten?“ „Sehr gut. Der Vorsitzende der Molkerei aus Biata kam und sagte: 'Komm zu uns'. Sie wußten, daß man sich auf mich verlassen kann.“

1956 wurde bei Jerzy Ludański Lungentuberkulose festgestellt. Vier Din A 4-Seiten in gleichmäßiger, sorgfältiger Schrift, das ist seine Eingabe aus jener Zeit an den Justizminister, abgeschickt aus dem Gefängnis in Sieradz: „In so jungem Alter wurde ich nicht nur zum Kriegsoffer, sondern auch Opfer des Sanacja-Erbes, denn damals wurde die Jugend einzig und allein im nationalistischen Geist erzogen. Um so mehr, als in jener Zeit, als ich heranwuchs und mich als künftiger Bürger meines Vaterlands formte, verstärkt antijüdische Kämpfe stattfanden. Die Menschen und die Jugend wurden mit den verschiedensten antijüdischen Losungen gefüttert. Man flößte Haß auf die Juden unter dem Vorwand ein, die Juden seien an allem schuld, was schlecht ist usw. Über diese Zeiten und über diese Fälle liest man jetzt in den Zeitungen, wer diese Boykotts geleitet hat und für wen die Juden im Sanacja-Polen scheinbar ein Hindernis waren. (...) Nachdem wir von der Sowjetarmee 1945 befreit worden waren, trat ich nicht in die Fußstapfen jener, die ihr zerstörtes Vaterland ablehnten, denen vielmehr das leichte Leben des Westens gefiel, und die später zurückkamen, als Spitzel oder als andere Saboteure. Ich bin ohne Zögern in das zerstörte Land, zu meinem Volk zurückgekehrt, für das ich mein junges, kaum zwanzigjähriges Leben im Kampf mit dem Besatzer geopfert hatte (...) Nach der Rückkehr arbeitete ich die ganze Zeit bis zur Verhaftung in staatlichen Institutionen. (...) Wie meine Großväter bin ich Arbeiter und habe in meinem vom Schicksal zerstörten Leben nichts Gutes erfahren. Jetzt, mit dieser Lebenslehre, habe ich vollständig den Beweis, durch wen ich junger Mensch so schrecklich leiden muß: durch Faschismus, Kapitalismus, die Sanacja und ihr Erbe, diese Faktoren machten aus mir ein Opfer, das so lange im Gefängnis leidet.“ Die letzte Beurteilung über das „Verhalten des Gefangenen Jerzy Ludański“ wurde im Gefängnis von Sieradz 1956 ausgestellt: „Während der allgemeinen Beobachtung und in Gesprächen konnte keine Feindseligkeit gegenüber der Volksrepublik Polen festgestellt werden. Er hält sein Urteil für richtig, wenn auch allzu streng.“ Er kam im Februar 1957 frei.

Jedwabne, im Jahr 2001

Janusz Lech Dziedzic: „Hier gibt es ein spezifisches Milieu, immer, wenn etwas Schlechtes geschieht, stellt sich heraus, daß Juden schuld sind. Ich habe das von Geburt an gehört – ob eine schlechte Regierung, schlechtes Wetter, ob eine Kuh verreckt, immer war der Jude schuld. Vater hatte Geld, denn er konnte gut wirtschaften und war sparsam, Mama stand nachts auf, um Erdbeeren zu pflücken und sie morgens zum Verkauf zu bringen. Da hieß es, sie hätten jüdisches Geld, weil sie Juden geholfen hätten. Jetzt höre ich ständig, daß die Juden bekommen haben, was sie verdienen, denn sie hätten die Polen dem NKWD ausgeliefert. Ich mag schon gar nicht mehr wiederholen, daß auch Polen denunzierten, ich frage nur noch: 'Und was haben sich diese Kinder zuschulden kommen lassen?' Als die Journalisten hierher kamen und Vater mit ihnen redete, fragten sie mich hinterher: 'Wieviel hat dein Vater von den Juden für das Interview bekommen?' Einem habe ich geantwortet: 'Und wieviel hat dein Vater dafür bekommen, daß er Juden mordete?' Er wurde roter als eine rote Rübe. Die Wahrheit tut ihm weh: daß sein Vater eine Jüdin vergewaltigte, daß er ihr den Kopf abschnitt. Einer meiner Kameraden kam drei Mal zu mir, um das Buch von Professor Gross von Anfang an durchzublätern, ob dort nicht jemand aus seiner Familie erwähnt wird. Er sagte: 'Ich muß wissen, ob einer meiner Vorfahren Blut an den Klauen hat.'“ Über das, was am 10. Juli 1941 geschah, wußten in Jedwabne alle Bescheid, man redete darüber, wer sich am „jüdischen Gold“ bereichert hatte. Aber das waren Gespräche irgendwo am Rande, in der häuslichen Zurückgezogenheit, mit den Kumpels in der Kneipe. Vor vier Jahren begann Agnieszka Arnold mit einem Filmteam nach Jedwabne zu fahren, und in ihrem Film über die polnisch-jüdischen Beziehungen „Wo ist mein älterer Sohn Kain“, der im polnischen Fernsehen im April 2000 ausgestrahlt wurde, wurde offen über den von Polen verübten Mord an den Juden in Jedwabne gesprochen. Im Mai 2000 erschien das Buch „Nachbarn“ von Jan Tomasz Gross. Später kamen zahlreiche Zeitungsreportagen. Der Mord mußte zum Thema Nummer eins werden.

Die einheimischen „Leugner“ konsolidierten sich um den Priester Czesław Orłowski. Staatsanwalt Radosław Ignatiew wandte sich an Priester Orłowski mit der Bitte, alle Gemeindemitglieder darüber zu informieren, daß er sich mit Personen treffen möchte, die etwas zum Untersuchungsverfahren beisteuern könnten. Er wolle ihnen die Prinzipien erläutern, nach denen das Verfahren durchgeführt wird und die Vertraulichkeit der Gespräche zusichern. 7. Februar 2001. Im ehemaligen Kinosaal im ramponierten Gutshof ist kein Platz mehr frei. Die meisten sind Männer

zwischen 30 und 50. Eine Atmosphäre wie bei einer Kundgebung. Nur mit Mühe gelingt es dem Staatsanwalt, das Treffen zu leiten. Immer wieder hört man ein bedrohliches Murren im Saal. Wer sagt, daß die Juden Polen beim NKWD denunziert haben, erhält Beifall. „Sie schreiben Lügen. Und wenn sie wie Heringe übereinander gelegen hätten, hätten nicht 1.600 Juden darin Platz gefunden. Wir stimmen damit nicht überein.“ „Und warum nannte sich der Jude dort Wasersztajn, wenn er hier Całka war? Soll mal einer erklären, warum er nicht seinen richtigen Namen angibt. Wenn ich einen Namen habe, ändere ich ihn nicht. Wer also hat die Jedwabner angeklagt? Danach fragen wir. Aber wir wissen: wer Geld hat, der regiert.“ „Wir sind keine Antisemiten. Ich habe mit Juden gespielt. Aber das muß man sagen – als man die Polen nach Sibirien fortschaffte, da standen zwei Juden an der Tür und paßten auf.“ „Prof. Strzembosz schreibt eindeutig, wie es war. Warum schreiben die anderen nicht, wie Polen durch Juden in Sibirien gelitten haben?“ „Soll das Institut zum Nationalen Gedenken doch Herrn Gross für die Lügen den Prozeß machen.“

Zum Schluß ergriff der örtliche Pfarrer Czesław Orłowski das Wort: „Alles läuft darauf hinaus, daß sie uns unterschieben wollen, daß wir Mörder sind. Die Juden haben sehr gut mit den Polen gelebt. Das gute Zusammenleben zwischen Polen und Juden wurde von den Juden während der sowjetischen Besatzung verletzt. Und was geschieht jetzt? Das ist die Fortsetzung. Wohl in keiner anderen Stadt hat sich, als Polen 1939 geschlagen wurde, so schnell eine Widerstandsbewegung organisiert wie in Jedwabne. Polen kamen in Auschwitz um. Warum beschäftigt man sich jetzt mit Jedwabne und nicht mit jenen Unrechtstaten? Es geht nicht nur um die Verunglimpfung von Jedwabne, sondern um die Verunglimpfung des polnischen Volkes. Wir müssen uns verteidigen.“

Nach der Veranstaltung höre ich von Wojciech K. (einer meiner Jedwabner Gesprächspartner, der sich zur Verantwortung für den Mord in Jedwabne bekennt, obwohl er sich nicht daran beteiligt hat): „Der auf der rechten Seite, der am lautesten schrie, daß polnische Patrioten durch Juden nach Sibirien geschickt wurden, der weiß doch, daß mein Vater von seinem Vater denunziert wurde. Und daß sein Vater sich dem NKWD angeschlossen hat, als sie kamen, um ihn zu verhaften. Als mein Vater nach dem Krieg nach Jedwabne zurück kam, flehte ihn jener auf den Knien an, dies geheimzuhalten.“ Ich verabredete mich in der Pfarrei mit dem Pfarrer. „Viele Gemeindemitglieder sind zu dem Treffen mit dem Staatsanwalt gekommen“, fange ich an. „Sie sind meiner Aufforderung gefolgt. Die Juden sind massenhaft in den NKWD und den Komsomol eingetreten. Sie denunzierten die Polen. Kobieltne wurde vom NKWD umstellt, dort gibt es den Verdacht, daß die Juden denunziert haben, denn sie blieben den Partisanen auf den Fersen. Man muß sich Gross genauer ansehen. Jedwabne ist nur ein kleines Element eines Eisbergs.“ „Was wollen Sie damit sagen?“ „Wenn die Sache in Jedwabne im Geiste von Gross erledigt wird, dann ist das, als würde man in eine Schiffskabine ein Loch schlagen in der Erwartung, daß das Schiff endlich untergeht. Die Wahrheit ist, daß die Deutschen gemordet haben und nicht die Polen. Na, und hinterher stellt sich heraus, daß dieser Herr Wasersztajn sich hier Całka nannte. So sehen die jüdischen Aktivitäten aus.“ „Was wollen Sie damit sagen?“ „Als wir die Bibel lernten, hat uns der Priester gesagt: ‚Der Jude setzt den Hut auf den Stock und schon sagt er: Paß auf, wir sind zwei.‘ Das ist die jüdische Seele. In New York war ich bei einem jüdischen Multimillionär und er selbst brüstete sich damit, daß er eine riesige Fabrik hatte und sie schon während des Kriegs an die Deutschen verkauft hat. ‚Sie gaben uns viel Gold und brachten uns mit Autos nach Hamburg, und von dort fuhren wir mit Schiffen nach Amerika‘, sagte er. Hier kam ihr ganzes Volk ums Leben, und sie so – nur Schacher. Das sind Tatsachen.“ „Begegnen Ihnen in ihrer Gemeinde antisemitische Äußerungen?“ „Bei uns gibt es das Problem des Antisemitismus nicht. In unserer Gemeinde haben die meisten für Herrn Krzaklewski gestimmt, er hat bei uns eindeutig gewonnen. Ich habe klar gesagt: Und wollen Sie, daß ich einen Juden wähle? Denn Kwaśniewski ist Jude, im Bündnis der demokratischen Linken (SLD) sind keineswegs weniger Juden als in der Freiheitsunion.“ „Wie sollte die Inschrift an dem Platz heißen, wo die Juden umkamen?“ „Darüber habe ich viel nachgedacht. Man sollte schreiben, daß die Juden von den Faschisten vernichtet wurden. Und Schluß. Das ist eine korrekte Formel, ein Kompromiß, der die Juden und die Polen zufrieden stellen sollte, denn der Faschismus kann polnisch und deutsch sein. Wir haben nicht das Gefühl, daß wir gemordet haben. Die Stadt wird sich verteidigen müssen.“ „Wie stellen Sie sich das vor?“ „Sie haben gesehen, wieviel Bitterkeit in den Menschen ist. Vielleicht wird man sich organisieren müssen, hier gibt es viele Patrioten. Ich überlege die Gründung eines Komitees zur Verteidigung des guten Namens der Stadt.“

In völlig anderem Ton redete man mit mir in der Stadtverwaltung. Sowohl Bürgermeister Krzysztof Godlewski wie der Vorsitzende des Stadtrats Stanisław Michałowski überlegten sich, wie die Stadt den 60. Jahrestag des Mordes in Jedwabne organisieren sollte. Sie sagten, daß die Inschrift auf dem Denkmal, nach der die Faschisten die Juden getötet haben, so schnell wie möglich geändert werden sollte.

„Grausam wurden Jedwabner Bürger jüdischer Nationalität gemordet“, sagte mir der Bürgermeister. „Es ist doch unter der menschlichen Würde, in einer solchen Angelegenheit wie ein Buchhalter zu zählen, vielleicht gab es nicht 1.600, sondern 1.328 Opfer. Welche Bedeutung hat das? Wir müssen mit christlicher Demut die Tatsache des Verbrechens annehmen.“ Gerade redeten wir mit dem Bürgermeister darüber, daß man im Stadtrat anfänglich von einer Änderung der Inschrift auf dem Denkmal gar nichts hören wollte, sich jetzt aber bereits darüber verhandeln läßt, als eines der Ratsmitglieder ins Zimmer kommt. Ich frage ihn, wie seiner Meinung nach die Inschrift lauten sollte. „Als herauskam, daß es um 1.600 Personen geht, habe ich gezählt, wieviel Leute in die Kirche passen, sehr genau, und es könnten 800 stehen, einer neben dem anderen ...“, beginnt das Ratsmitglied, aber die Inschrift, daß 1.600 Personen bei lebendigem Leib verbrannt wurden, existierte in Jedwabne einige Jahrzehnte lang und solange da stand, daß die Gendarmerie und die Gestapo getan hätten, hat keiner die Anzahl der ermordeten Mitbewohner in Frage gestellt. „Selbst wenn man sie vorher in Viertel schneiden würde, würden sie keinen Platz finden. Ich bin Jahrgang 1950, aber ich weiß von Eltern und Nachbarn, daß Hitler sie umgebracht hat. Wenn ein Deutscher einem Polen die Pistole an die Schläfe gehalten hat, konnte der nicht anders. Aus unserer Stadt wurde vielleicht ein Zehntel vor die Gewehre gestellt, die Leute sind nicht schuldig.“ „Aber Augenzeugen sagen mir, es hätten Polen gemordet.“ Das Ratsmitglied: „Na, vielleicht sagt einer das, weil er dafür Geld bekommen hat. Ob sie voller Freude oder unter Zwang gejagt haben, das weiß ich nicht, aber ein Deutscher stand mit dem Gewehr dabei. Auf der Versammlung mit Staatsanwalt Ignatiew hat mir gefallen, wie die Leute aufgestanden sind und daran erinnert haben, wieviele durch Denunziation von Juden nach Sibirien deportiert wurden.“ „Aber wie sollte die Inschrift lauten?“, frage ich. „Es sollte klar geschrieben werden: '1.600 jüdische Personen wurden nicht verbrannt.' Denn die Lügen müssen aufhören.“ Der Bürgermeister hörte den Äußerungen des Ratsmitglieds ruhig zu. „Die Einwohner sind in eine schrecklich schwierige Situation geraten“, sagte er mir später. „Sie brauchen Zeit, um das alles zu verdauen. Das ist wohl natürlich, daß man, wenn es eine Wahlmöglichkeit gibt, zur einfacheren Wahrheit greift.“

Während Präsident Kwaśniewski öffentlich sagte, daß es Polen waren, die dieses Verbrechen verübt haben und daß wir uns dafür entschuldigen sollten, gründete sich in Jedwabne ein Komitee zur Verteidigung des guten Namens der Stadt. Stimmen wurden laut: „Ein Jude kommt, um sich bei dem Juden zu entschuldigen.“ In Jedwabne erschien Michał Kamiński, Abgeordneter der Christlich-Nationalen Vereinigung (ZChN) aus Łomża, und schlug einen offenen Brief vor („Für besonders skandalös halten wir die Äußerungen einiger staatlicher Würdenträger, die vor Beendigung des Untersuchungsverfahrens des Instituts zum Nationalen Gedenken Urteile fällen, und sich für das Verbrechen in Jedwabne auch noch im Namen des ganzen Volkes entschuldigen.“)

Es war klar, daß sich Politiker finden würden, die die Stimmungen eines Teils der Jedwabner Einwohner auszunutzen versuchen würden. Es wunderte mich auch nicht, daß ein Komitee gegründet wurde, es wunderte mich nur, daß an seiner Spitze nicht der Priester, sondern der Bürgermeister stand. Zum Treffen mit dem Abgeordneten Kamiński kamen etwa 100 Personen. „Der Bürgermeister hat die Chance, sich zu rehabilitieren“, hieß es im Saal mit einem drohenden Unterton, „soll er sich an die Spitze des Komitees stellen“. Der Bürgermeister stellte sich an die Spitze des Komitees. „Das Komitee wurde berufen, damit die Stadt ihre Vertreter hat, die sich dagegen wehren, daß Jedwabne eine kollektive Verantwortung zugeschrieben wird, Jedwabne, wo viele Leute leben, die hier erst nach dem Krieg herkamen“, sagte er mir damals, und distanzierte sich entschieden vom Brief des Abgeordneten Kamiński. Der Ton der Äußerungen von Józef Goszczycki, einem der Initiatoren des Komitees, war jedoch ein völlig anderer. Er sagte, die Ehre der Polen müßte gerettet werden, und wieso man solche Lügen über 1.600 ermordete Juden verbreiten könnte usw. Über Goszczycki hörte ich schon vorher von einem seiner Nachbarn: „In der Kirche traf ich einen Kameraden, mit dem ich gemeinsam im Chor singe“, sagte er über ihn. „Wir gingen hinaus und er gibt mir so ein Blättchen, wo geschrieben steht, daß die Juden sich ihre Vernichtung selbst zuzuschreiben haben. Und er sagt: 'Das soll man weiter geben.' Dabei war sein Vater ein anständiger Mensch aus der Heimaarmee, der sich überhaupt nicht an dem Verbrechen beteiligt hat.“

Einen Tag nach Entstehung des Komitees sagte Primas Józef Glemp, „der Mord, bei dem die von Polen gewaltsam zur Scheune getriebene jüdische Bevölkerung bei lebendigem Leibe verbrannt wurde, ist nicht zu leugnen“ und „damit verbunden ist die Anerkennung einer Generationen-Verantwortung, die darauf beruht, Gott für die Sünden der Vorfahren um Verzeihung zu bitten.“ Der Bürgermeister atmete auf. „Jetzt ist klar, daß man den Brief des Komitees vollständig anders formulieren muß, als dies der Abgeordnete Kamiński suggeriert, daß er dem Appell des Primas entgegenkommen sollte, sagte er mit Optimismus in der Stimme. „Ich erkläre ihnen: Macht keine Kampagne für den Kamiński, hört auf den Primas, wartet, was der Bischof sagen wird. Ich schlage meine Version des Briefes vor, die übereinstimmt mit den Worten des Primas. Entweder nimmt das Komitee sie an oder ich trete zurück.“

Der Bürgermeister hielt es zwei Tage an der Spitze des Komitees aus. Seine Vorstellung zur Pazifizierung der Stimmungen schlug fehl. Hingegen kamen die Senatoren der AWS, Jadwiga Stokarska und Jan Chojnowski sowie der Abgeordnete der Polnischen Verständigung, Witold Tomczak, nach Jedwabne, um das Komitee zur Verteidigung des guten Namens der Stadt zu unterstützen.

Nachdem er das Komitee verlassen hatte, sagte mir der Bürgermeister: „Ich hatte Angst, daß, wenn ich dem Komitee nicht beitrete, schon am nächsten Tag Unterschriften unter den Brief von Kamiński gesammelt werden, und zwar unter einen noch weiter zugespitzten, denn ein Mitglied des Komitees rief mich an, daß der Brief zu verhalten sei. Ich ging hin, um jene abzukühlen, die, statt während der Fastenzeit den Kopf mit Asche zu bedecken, den schlechten Ruf der Stadt verteidigen werden. So wie der Fisch das Wasser braucht, so ist es für Jedwabne erforderlich, daß seine Einwohner sich von der guten Seite zeigen. Als ich von einem meiner Freunde hörte: ‘Du hast recht, es fällt einem kein Zacken aus der Krone, wenn man Entschuldigung sagt’, wurde mir warm ums Herz. Aber auf solche Kommentare stoße ich eher nicht. Jede Wahrheit sollten wir annehmen, sogar die schmerzlichste. Den guten Namen der Stadt kann man auch durch ein Schuldbekenntnis verteidigen.“

Ich frage ihn, ob es nicht besser sei, ein Komitee zu gründen, daß die Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag des Verbrechens am 10. Juli unterstützt und in dem er die Leitung übernimmt. „Augenblicklich sehe ich nicht, wer dazu bereit wäre“, sagt er. „Die ganze Hoffnung beruht darauf, daß der Bischof eine gute, eindeutige Predigt hält“, sagt er. Dasselbe erwarten vom Bischof ganz sicher auch die Mitglieder des Komitees. Eine gute und eindeutige Predigt, nur eine völlig andere. Der Bischof von Łomża, Stanisław Stefanek, kommt am Sonntag, dem 11. März, um die heilige Messe in Jedwabne zu halten.

Ich frage den Bürgermeister, ob er aus Alpträumen ein solches Bild kennt: Die Feierlichkeiten am 10. Juli werden nicht gestört, weil die Teilnehmer von einem dichten Polizeikordon abgeschirmt sind. Der Bürgermeister sagt, daß für ihn der Boykott der Feierlichkeiten ein schlimmes Szenario wäre, er aber auch ein gutes Szenario vor Augen habe. „Ich stelle mir das so vor, daß ein Kind von Rabbi Baker und das Kind eines Mörders sich umarmen. Und wenn es nur eine Umarmung zwischen mir, Stanisław Michałowski und dem Rabbi Baker wäre. Nur keine aufgeblasene Begrüßung, sondern so eine, daß einem die Tränen in den Augen stehen, so anrührend, daß die Leute von sich aus niederknien. Ich möchte sagen können: ‘Jüdische Brüder, die ihr hier geboren seid, wir möchten Euch bei uns beherbergen’.“

Aber derweil gibt jener Teil der Einwohner von Jedwabne, der laut schreit, daß die Juden an allem schuld seien, im Ort den Ton an – auch wenn sie eine Minderheit bilden. Sie fühlen sich stark. Sie haben die Unterstützung ihres Priesters. Sie haben ihre wissenschaftliche Autorität – auf Prof. Strzembosz berief sich sogar der betrunkenste meiner Gesprächspartner, den ich nicht verdächtigt hätte, daß er Historiker liest. Die übrigen Einwohner sind durch sie eingeschüchtert.

Und die Laudańskis schreiben weiter Briefe. Den hier zitierten Brief an Adam Michnik sandte Kazimierz Laudański auch an andere Redaktionen, und auch an Adam Cyra, einen Mitarbeiter des Museums Auschwitz-Birkenau, der ihn mit eigenem Kommentar weiter versandte. Den Text von Cyra „Über das gerechte Urteil der Geschichte“ druckten u.a. *Nasz Dziennik* und *Rzeczpospolita* ab. Beide Zeitungen statteten ihn mit großen Fotografien aus der Lagerzeit von Jerzy Laudański aus. Cyra schreibt: „Entschieden und trotz allem im Glauben an ein gerechtes Urteil der Geschichte verteidigt Kazimierz seinen jüngeren Bruder Jerzy Laudański.“ Das einzige, was Dr. Cyra in der

Angelegenheit Jedwabne zu sagen hat, ist, daß Jerzy Łudański aus diesem Grunde gefoltert und in einem stalinistischen Prozeß verurteilt wurde.

Begeistert von den Erfolgen seiner Geschichtsversion schrieb Kazimierz Łudański mehr und schärfer. Zwei weitere Briefe erreichten *Gazeta Wyborcza*. „Man wirft den Polen Antisemitismus vor“, schrieb er am 12. Februar, „aber man kann schwerlich von uns verlangen, daß wir Nachbarn lieben, die Verräter sind. Daß Prof. Gross so frei derlei Unsinn zu sagen wagt, spricht allein schon für unsere Toleranz. Im Iran würde er sich wohl nicht trauen? Herr Gross verlangt, daß die Polen in Jedwabne ein Denkmal für die Opfer bauen, sich im Epitaph zum Verbrechen bekennen, und er will eine Einweihungsfeier, auf der die ganze polnische Elite einschließlich der Geistlichkeit erscheint. Und wer errichtet auf der Strecke durch den Ural bis Kolyma Hunderttausende von Denkmälern für unsere Polen, die nach Sibirien verbannt wurden? Vielleicht hilft uns Herr Gross, die Orte zu finden, in denen unsere Helden rund um die Gefängnisse in Polen liegen, besonders rund um den Pavillon X in Warschau? Herr Gross weiß genau, wer dort der Henker war. Mit den Nachbarn war es eben mal so und mal so. Sollte man nicht lieber schweigen? Muß der ägyptische, spanische oder deutsche Exodus über dem Volk Israels schweben? Das Rezept ist einfach: ändere die Beziehung zum Nachbarn und zum ... Geld.“

Im Brief vom 24. Februar schrieb er über einen der wenigen Zeugen, die sich vor dem Jedwabner Verbrechen gerettet hatten, über einen Menschen, der damals fast die ganze Familie dort verlor: „Herr Gross stützt sich in seinen Anschuldigungen auf die ‚Aussagen‘ von Szmul Wasersztajn, der überall war, der alles sah und hörte. Ganz einfach ein zweiter Sherlock Holmes mit Tarnkappe. Er sah, wie die Jüdin Ibram vergewaltigt und ermordet wurde, wie Bärte angezündet wurden, Säuglinge an der Mutterbrust umgebracht wurden, und wie das Orchester spielte... Hat er für einen Minderjährigen nicht ein bißchen viel gehört und gesehen?“

Und sie schwiegen bis ans Ende der Welt

Die drei Brüder – alle Rentner – treffen sich heute oft, reden über Politik, haben dieselben Auffassungen. „Wir Brüder sind alle Nationale, Rechte, aber wir wählen Kwaśniewski“, sagt mir Kazimierz Łudański. „Wenn ich in Radio Maryja höre, der Präsident sei ein Säufer, ein Mörder und ‚Pornografist‘, dann bäumt sich in mir alles auf, denn, wie man so sagt, *Ordnung muß sein*.“ [im poln. Original deutsch] „Erinnern Sie sich an jenen Schrei?“, frage ich Jerzy Łudański. „Als man sie in der Scheune eingeschlossen hatte, riefen sie was auf jiddisch, ich weiß nicht, was. Niemand hat das verstanden. Das war ein spontaner Schrei – vielleicht, daß man ihnen öffnen sollte, oder vielleicht haben sie so gebetet. Dann sind sie sofort vom Rauch erstickt. Als sie schwiegen, da bis ans Ende der Welt.“ Zygmunt Łudański hält daran fest, daß er nichts hören konnte, weil er damals mehr als 200 Meter von der Scheune entfernt gewesen sei. Unter meinen Gesprächspartnern hat auch Janina Biedrzycka, die Tochter des Scheunenbesitzers, keinen Schrei gehört (ihr Haus war von der Scheune etwa 200 Meter entfernt). „Ich kehrte von der Scheune nach Hause zurück“, sagt sie. „Also habe ich die Ereignisse nicht gehört und nicht gesehen.“

Sławomir S.: „Als sie durch die Häuser liefen und alle auf den Markt trieben, hörte man von überall her Schreie und Weinen, denn sie trieben die Kinder und die Alten hinaus, stellten sie in Reih und Glied auf, sie hatten Knüppel. Ich erinnere mich bis heute an die Schreie, das war schrecklich. Als die Scheune brannte, dauerten die Schreie an, bis das Dach zusammenstürzte und den Tod auch durch Ersticken herbeiführte.“

Kazimierz Mocarski: „Ich mähte Heu an der Biebrza, einige Kilometer Luftlinie von Jedwabne entfernt. Die Sonne neigte sich schon, es mußte also Nachmittag gewesen sein, als ich einen unmenschlichen Schrei hörte, der aus einer großen Menschenmenge herausdrang, es überwog ein hoher Ton, das heißt Frauenstimmen. Der Schrei wurde immer entsetzlicher, und als er abstarb, zog dichter schwarzer Rauch unter den Wolken auf. ‚Sie haben die Juden verbrannt‘, sagte mir Mutter, als ich vom Heumähen zurückkehrte.“

Marianna K.: „Dieser schreckliche Schrei, der wohl nicht länger als zwei Minuten dauerte, ist immer noch in mir. Ich bin heute wieder um 4 Uhr aufgewacht, weil ich ihn erinnerte. Warum ich als kleines Mädchen dorthin lief, weiß ich selbst nicht, vielleicht nur deswegen, um heute die Wahrheit zu bezeugen. Am Jahrestag des Verbrechens und an Allerheiligen gehe ich, so daß mich niemand sieht, an jenen Ort und stelle Kerzen auf.“

„Jener Schrei weckt Sie nachts nie auf?“, frage ich Zygmunt Ludański. „Ein junger Organismus reagiert nicht so, ich wurde nie wach.“ „Und was haben Sie über all das gedacht?“ „Was sollte ich denken? Es ist passiert und fertig.“ „Bedauern Sie etwas im Leben?“ „Wen Sie auch fragen, ich habe keinen einzigen Feind und auf der Arbeit wurde auch nie schlecht von mir geredet.“ „Ich verstehe, daß Sie immer pflichtbewußt in der Ausführung der Ihnen übertragenen Aufgaben waren, aber ich frage, ob Sie nichts von dem bedauern, was Sie getan haben?“ „Ganz sicher nicht.“

(Die Initialen der Gesprächspartner, die nicht wollten, daß ihre Nachnamen erkennbar sind, wurden geändert.)

Aus dem Polnischen von Helga Hirsch